Christoph von Schmid's



hundert kurze Erzählungen.

Zu beziehen von der
Engelhardt'schen Buchhandlung
in
Neustadt a/A.

Kurze Erzählungen

von

Christoph von Schmid.

Ein Lehr- und Lesebuch

für die deutschen Schulen in Bayern.

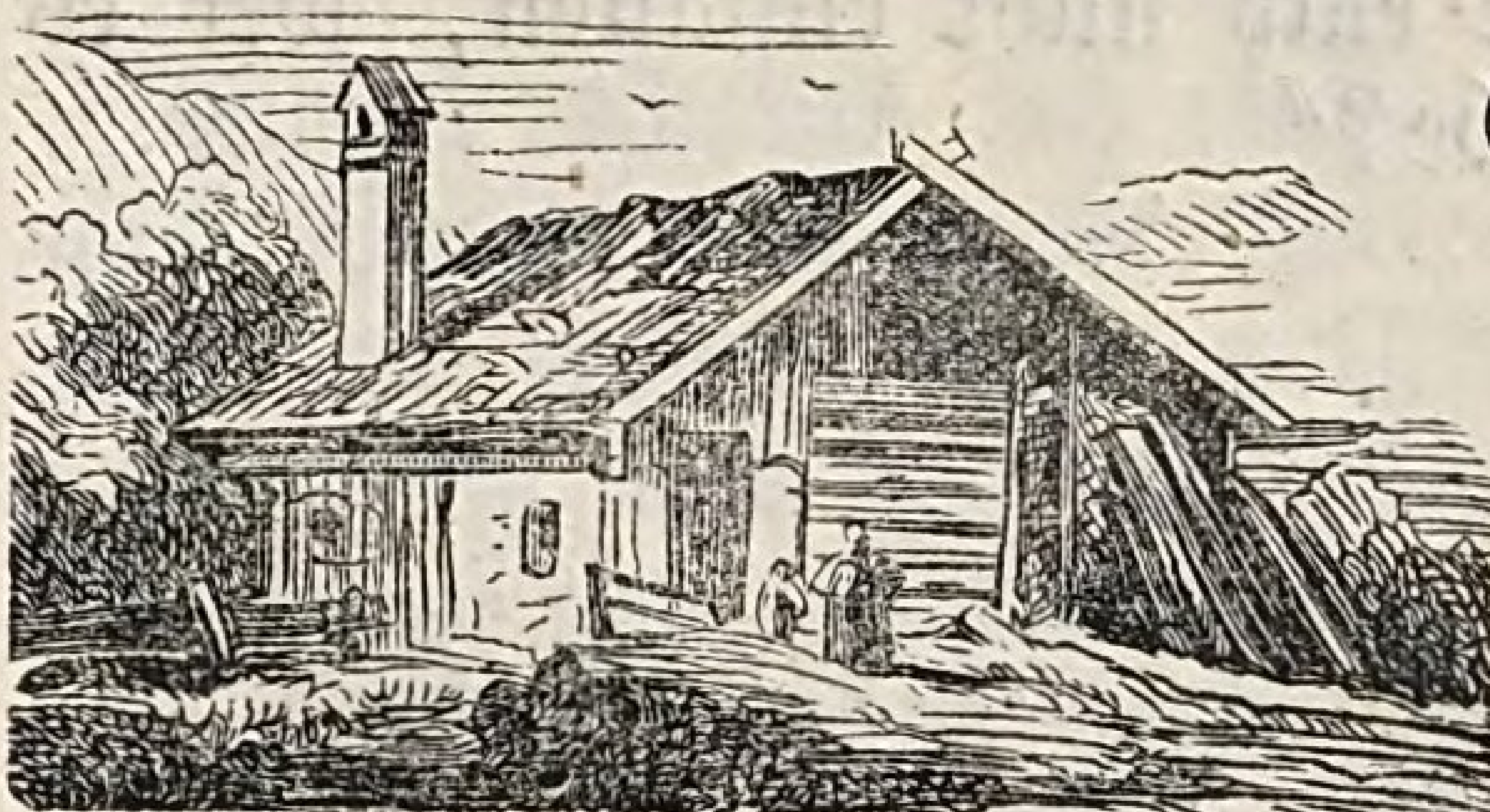


Neustadt a/A.: Engelhardt'sche Buchhdlg.

München, 1866.

Im königlichen Central-Schulbücher-Verlage.

1. Die Sonne.



Eines Abends, da es bereits dunkel war, kam eine fleißige Mutter mit ihren zwei Kindern von der Feldarbeit nach Hause. Sieh! da stand auf dem Tische ein brennendes Oellicht.

Georg rief erstaunt: Es war doch kein Mensch zu Hause; wer hat denn das Licht angezündet?

„Ei, sagte Gretchen, wer anders, als der Vater. Gewiß ist er indeß aus der Stadt nach Hause gekommen.“

Die Kinder suchten ihn, und fanden ihn zu ihrer großen Freude sogleich in der nächsten Kammer.

Am folgenden Tage recheten Eltern und Kinder auf ihrer großen Wiese Heu auf. Die Sonne schien ungemein hell und schön, und die Kinder bezeugten darüber ihre Freude.

„Nun, Kinder, sprach der Vater, ihr habt gestern sogleich errathen, daß ich das Licht in unserer Stube angezündet habe; wenn ihr nun aber dieses schöne, herrliche Licht da

droben am Himmel, die liebe Sonne, betrachtet, sollte euch nicht einfallen, wer es angezündet habe?"



„O, ja wohl, sagte Gretchen, das hat der liebe Gott gethan. Das kleinste Oellichtlein zündet sich ja nicht von selbst an; es muß also auch Einer sein, der die Sonne angezündet hat."

„So ist es! rief Georg freudig. Gott hat Alles gemacht. Sonne, Mond und Sterne, Gras, Blumen, und Bäume, und Alles, was wir nur immer um uns her erblicken, ist sein Werk."

Des Himmels und der Erde Pracht
Verkündet Gottes Huld und Macht.

2. Der Regen.

Ein Kaufmann ritt einst vom Jahrmarkt nach Hause, und hatte hinter sich ein Felleisen mit vielem Gelde aufgepackt. Es regnete heftig, und der gute Mann wurde durch und durch naß. Darüber war er unzufrieden, und klagte sehr, daß Gott ihm ein so schlechtes Wetter zur Reise gebe.

Sein Weg führte ihn durch einen dichten Wald. Hier sah er mit Entsetzen einen Räuber stehen, der mit einer Flinte auf ihn zielte, und sie abdrückte. Er wäre ohne Rettung verloren gewesen; allein von dem



Regen war das Pulver feucht geworden, und die Flinte — ging nicht los. Der Kaufmann gab dem Pferde den Sporn, und entkam glücklich der Gefahr.

Als er in Sicherheit war, sprach er bei sich selbst: „Was für ein Thor bin ich gewesen, daß ich das schlechte Wetter verwünscht, und es nicht als eine Schickung Gottes geduldig angenommen habe. Wäre der Himmel heiter, und die Luft rein und trocken gewesen, so läge ich jetzt todt in meinem Blute, und meine Kinder warteten vergebens auf meine Heimkunft. Der Regen, über den ich murrte, rettete mir Gut und Leben. Künftig will ich nicht mehr vergessen, was das Sprüchlein sagt:

Was Gott schickt, das ist wohlgemeint,
Obgleich es uns oft anders scheint.«

---

3. Sonnenschein und Regen.

„Wenn doch nur immer die Sonne schiene!“ sagten die Kinder an einem trüben, stürmischen Regentage. Ihr Wunsch schien bald in Erfüllung zu gehen. Denn mehrere Monate lang erblickte man kein Wölklein am Himmel. Die lange Trockenheit richtete aber großen Schaden auf Aeckern und Wie-

sen an. Im Garten verwelkten Blumen und Kräuter, und der Flachs, auf den sich die Mädchen so sehr gefreut hatten, wurde kaum Fingers lang.

„Seht ihr nun, sprach die Mutter, daß der Regen eben so nothwendig ist, als der Sonnenschein? Lernt aber zugleich aus dieser weisen Einrichtung Gottes die heilsame Wahrheit, daß es auch für uns Menschen nicht gut wäre, wenn wir lauter heitere, frohe Tage hätten. Es müssen auch trübe Tage, Trübsale und Leiden, von Zeit zu Zeit über euch kommen, damit ihr zu guten Menschen heran wachset.“

Sonnenschein, und Sturm und Regen,
Freud' und Leid sind Gottes Segen.

---

4. Das Donnerwetter.

Franz, ein Knabe aus der Stadt, hatte im Walde Himbeeren gepflückt. Als er wieder nach Hause gehen wollte, erhob sich ein Sturmwind; es fing an zu regnen, zu blitzen und zu donnern. Franz fürchtete sich sehr, und verkroch sich in eine hohle Eiche unweit des Weges; denn er wußte nicht, daß der Blitz gern in hohe Bäume schlägt.

Auf einmal hörte er eine Stimme, welche rief: „Franz! Franz! Komm, o komm doch

geschwind hervor!" Franz kroch aus dem hohlen Baume hervor, und beinahe in eben dem Augenblicke schlug der Blitz in den Baum, und der Donner krachte fürchterlich. Die Erde bebte unter dem erschrockenen Knaben, und es war ihm, als stehe er ganz in Feuer. Doch war ihm kein Leid geschehen, und er sagte und betete mit aufgehobenen Händen: „Die Stimme kam vom Himmel! Du lieber Gott, hast mich gerettet! Dir sei Dank!"

Die Stimme rief aber noch einmal: „Franz! Franz! hörst du mich denn nicht?" und jetzt erst wurde er einer Bäuerin gewahr, die so rief. Franz eilte auf sie zu, und sprach: „Da bin ich! Was wollt ihr von mir?"

Die Bäuerin aber antwortete: „Dich habe ich nicht gemeint, sondern meinen kleinen Franz, welcher dort am Bache die Gänse gehütet hat, und sich hier herum vor dem Wetter versteckt haben muß. Sieh da kommt er endlich aus dem Gebüsche hervor!"

Franz, der Stadtknabe, erzählte jetzt, wie er ihre Stimme für eine Stimme vom Himmel gehalten habe. Die Bäuerin aber faltete andächtig die Hände, und sprach: „O mein Kind! danke darum Gott nicht weniger. Die Stimme ist zwar aus dem Munde einer

geringen Bäuerin gekommen; aber Gott hat es so gefügt, daß ich laut rufen und dich beim Namen nennen mußte, ohne etwas von dir zu wissen. Er hat dich aus der großen Gefahr errettet, in der du geschwebt hast."

„Ja, ja!" sagte Franz mit Thränen in den Augen, „Gott hat sich eurer Stimme bedient, um mich zu retten. Ihr habt zwar gerufen; aber die Hilfe kam dennoch von Gott; denn

Es kommt kein Heil von ungefähr,
Von Gottes Güte kommt es her."

5. Der Regenbogen.

Nach einem furchtbaren Gewitter erschien ein lieblicher Regenbogen am Himmel. Der kleine Heinrich sah eben zum Fenster hinaus, und rief voll Freude: „Solche wunderschöne Farben habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen! Dort bei dem alten Weidenbaume am Bache reichen sie aus den Wolken bis auf die Erde herab. Gewiß tröpfeln alle Blättlein des Baumes von den schönsten Farben. Ich will eilends hin, und alle Muschelschalen in meinem Farbkästlein damit füllen."

Er sprang, so schnell er konnte, dem Weidenbaume zu. Allein zu seinem Erstaunen stand der arme Knabe nun im Regen da,



und ward nicht das Geringste von einer Farbe gewahr. Durchnäßt vom Regen und traurig kehrte er zurück, und klagte sein Mißgeschick dem Vater.

Der Vater lächelte und sprach: Diese Farben lassen sich in keine Schale auffassen; die Regentropfen scheinen nur im Glanze der Sonne eine kleine Weile so schön gefärbt. Allein so, mein liebes Kind, ist es mit aller Herrlichkeit der Welt; sie dünkt uns, etwas zu sein, ist aber doch eitler Schein."

Laß dich vom Scheine nicht betrügen,
Sonst kehrt in Schmerz sich dein Vergnügen.

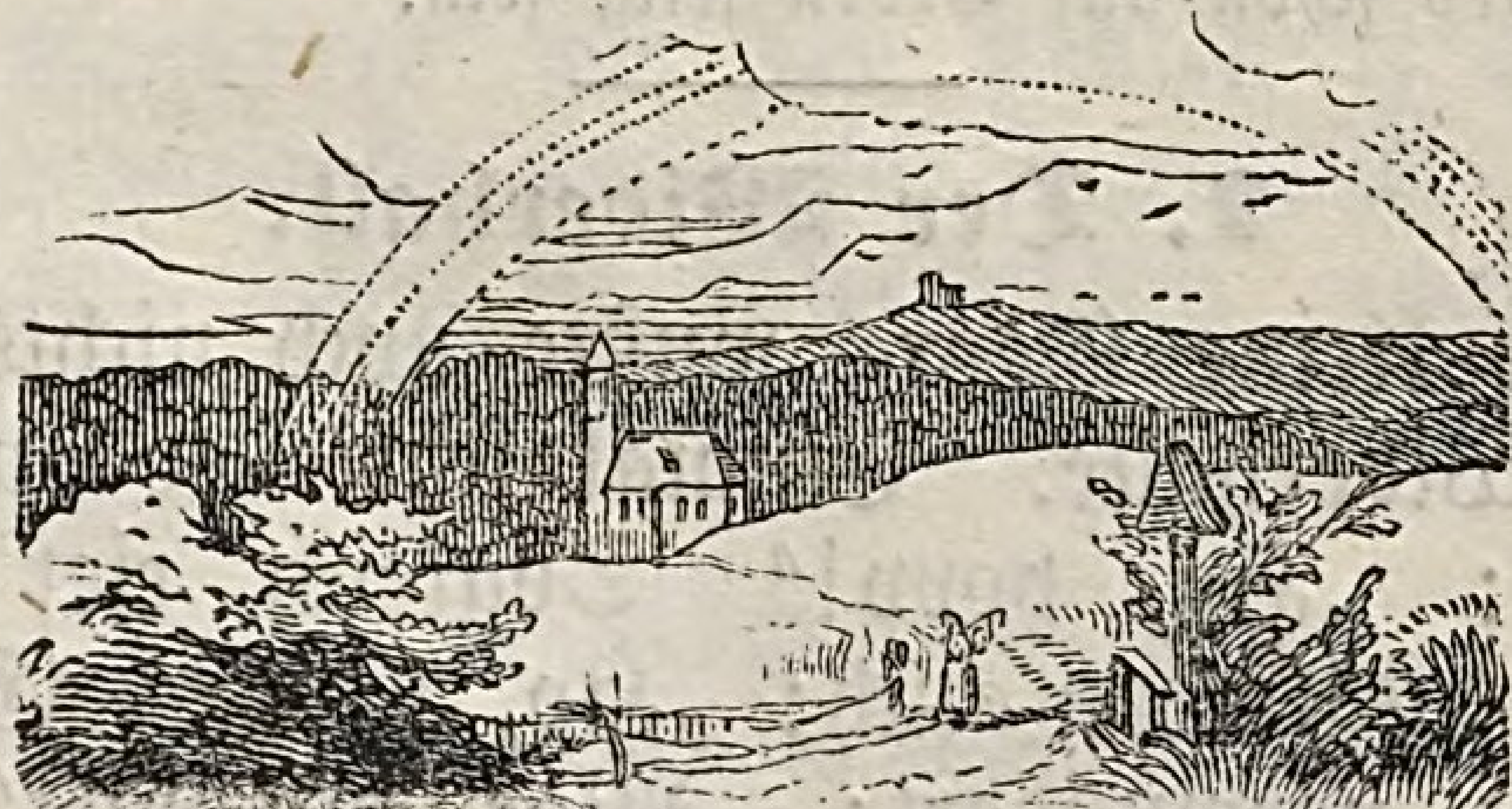
---

6. Das Regenbogenschüsselein.

Die kleine Lina stand nach einem milden Frühlingsregen am offenen Fenster, und be-

trachtete mit Entzücken die lieblichen Farben des Regenbogens. „Liebe Mutter,“ fing sie nach einer Weile an, „man sagt, wenn ein Regenbogen am Himmel erscheint, falle ein goldenes Schüsselein vom Himmel; aber nur ein Sonntagskind könne es finden. Gibt es ein solches goldenes Kleinod? und wer sind die Sonntagskinder, denen es beschert ist!“

Die Mutter sagte: „Es gibt allerdings ein Kleinod des Himmels, gegen das alles Gold der Erde nichts ist. Die Sonntagskinder aber, denen es zu Theil wird, müssen eben nicht an einem Sonntage geboren sein. Die Hauptsache ist, daß sie keine alltäglichen Menschen, sondern immer und überall so fromm und sittsam seien, wie Sonntags in der Kirche. Sei du ein solches Sonntagskind, und du wirst jenes Kleinod sicher erlangen.“



Lina befliß sich von ganzem Herzen, fromm

und gut zu sein; und da sie immer frömmer und besser wurde, so wurde sie auch immer zufriedener und fröhlicher. Als nun wieder einmal ein Regenbogen am Himmel glänzte, sagte die Mutter: „Nun, Lina, gehst du nicht hinaus, jenes goldene Kleinod des Himmels zu suchen?“

„Liebe Mutter, sprach Lina, ich war ein thörichtes Kind; jetzt aber ist mir der Sinn deiner Worte erst klar. Du meintest eine edlere, köstlichere Gabe als Gold.“

„So ist es, liebste Lina, sprach die Mutter. Jenes Himmelsgeschenk, das ich meinte, und das alle Erdenschätze weit übertrifft, ist die wahre Glückseligkeit des Menschen. Außer uns in der Welt suchen wir sie vergebens; wir finden sie nur innerlich in uns, in einem frommen, guten und reinen Herzen.“

Ein Herz, das wahrhaft gut und rein
Wird schon auf Erden selig sein.

---

7. Der Widerhall.

Der kleine Georg wußte noch nichts von dem Widerhalle. Einmal schrie er auf der Wiese: „Ho, hopp!“ Sogleich rief's im nahen Wäldchen auch: „Ho, hopp!“ Er rief hierauf verwundert: „Wer bist du!“ die Stimme rief auch: „Wer bist du?“ Er schrie:

„Du bist ein dummer Junge!“ und — dummer Junge! hallte es aus dem Walde zurück.

Georg ward ärgerlich, und rief immer ärgere Schimpfnamen in den Wald hinein. Alle hallten getreulich wieder zurück. Er suchte hierauf den vermeinten Knaben im ganzen Wäldchen, um sich an ihm zu rächen, konnte aber Niemanden finden.

Hierauf lief er nach Hause, und klagte es der Mutter, wie ein böser Bube sich im Walde versteckt und ihn geschimpft habe.

Die Mutter sprach: „Diesmal hast du dich selbst angeklagt. Du hast nichts vernommen, als den Widerhall deiner eigenen Worte. Hättest du ein freundliches Wort in den Wald hinein gerufen, so wäre dir auch ein freundliches zurück gekommen.“

So geht es aber im gewöhnlichen Leben. Das Betragen Anderer gegen uns ist meistens nur der Widerhall des unsrigen gegen sie. Begegnen wir den Leuten freundlich, so begegnen sie uns auch freundlich. Sind wir aber gegen sie unfreundlich, rauh und grob, so dürfen wir von ihnen nichts Besseres erwarten.

Wie du hineinrufst in den Wald,
Die Stimme dir entgegen hallt.

---

8. Die Quelle.

An einem heißen Sommertage ging der kleine Wilhelm über Feld. Seine Wangen glühten vor Hitze, und er lechzte vor Durst. Da kam er zu einer Quelle, die im grünen Schatten einer Eiche, hell wie Silber, aus einem Felsen hervorbrach.

Wilhelm hatte wohl gehört, man solle nicht trinken, wenn man erhitzt ist. Allein, selbstklug, verachtete er diese Warnung, folgte nur seiner Begierde, trank von dem eiskalten Wasser, und — sank wie ohnmächtig zur Erde, kam krank nach Hause, und verfiel in ein gefährliches Fieber.

„Ach!" seufzte er auf seinem Krankenbette, „wer hätte es jener Quelle angesehen, daß sie ein so schädliches Gift enthält!"

Allein Wilhelms Vater sprach: „Nicht die reine Quelle ist an deiner Krankheit Schuld; sondern einzig dein Eigendünkel und deine Unenthaltsamkeit."

Der liebe Gott hat Alles gut
Zu unserm Wohl erschaffen;
Doch Lüsternheit und Uebermuth
Verwandelt es in Strafen.

---

9. Die vier Elemente.

„Ich will ein Gärtner werden," sagte Philipp, als er 14 Jahr alt war und ein

Handwerk lernen sollte. „Es ist schön, immer unter grünen Kräutern und wohlriechenden Blumen zu leben.“ Allein nach einiger Zeit kam er wieder nach Hause und klagte, er müsse sich da immer zur Erde bücken, und darauf herum kriechen; Rücken und Knie thäten ihm davon wehe, und er habe die Gärtnerei aufgegeben.

Hierauf wollte Philipp ein Jäger werden. „Im grünen, schattigen Walde, sagte er, da ist's ein herrliches Leben.“ Allein bald kam er wieder, und beschwerte sich, er könne Früh vor Tag die freie Luft nicht vertragen, die ihm bald feucht und nebelig, bald grimmig kalt um die Nase wehe.

Es fiel ihm nun ein, ein Fischer zu werden. „Auf dem hellen, klaren Flusse im leichten Schifflein dahin fahren, und, ohne einen Fuß müde zu machen, Netze voll Fische aus dem Wasser zu ziehen, daß ist lustig,“ sagte er. Allein auch diese Freude war ihm bald verleidet. „Das ist ein nasses Handwerk, sagte er: das Wasser ist mir ganz zuwider.“

Endlich wollte er ein Koch werden. „Dem Koche, sagte er, müssen Gärtner, Jäger und Fischer Alles einliefern, was sie durch ihren Fleiß gewinnen, und es fehlt ihm nie an guten Bissen.“ Allein er kam abermal mit

Klagen nach Hause zurück. „Es wäre Alles gut, sagte er, wenn nur das Feuer nicht wäre. Wenn ich so am flammenden Herde stehe, so ist mir nicht anders, als müßte ich vor Hitze verschmelzen."

Allein der Vater gab es nun nicht mehr zu, daß Philipp zum fünften Male ein anderes Handwerk wähle, sondern sprach vielmehr in großem Ernste: „Wenn du zufrieden leben willst, so mußt du die Beschwerden des Lebens mit männlichem Muthe ertragen lernen. Wer allem Unangenehmen ausweichen wollte, das die vier Elemente hie und da für uns haben, der müßte aus der Welt hinaus gehen. Denke nur fleißig an das Gute, an dem es deinem gegenwärtigen Stande gewiß nicht fehlt: so werden dir allmählich deine Mühseligkeiten gering erscheinen."

Philipp folgte seinem Vater, und wenn späterhin andere Leute klagten, beruhigte er sie, indem er sagte: „Ich hab's erfahren, was das heißt:

Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last.«

10. Die Blumen.

Ludwig blieb in dem Garten vor einem blühenden Rosenstrauche stehen, und sagte zu seinen Schwestern: „Die Rose ist doch die schönste von allen Blumen!“ Karoline sprach: „Die Lilie dort auf dem Blumenbeete ist eben so schön, als die Rose. Ich halte beide Blumen für die schönsten; alle andern sind nichts dagegen“. „Ei, sagte die kleine Luise, ihr müßt die lieblichen Veilchen doch auch nicht geringe achten. Sie sind recht schön! und haben uns im verflossenen Frühlinge viele Freude gemacht.“



Die Mutter, die dem Gespräche der Kinder zuhörte, sprach: „Die dreierlei Blumen, die euch so wohl gefallen, sind schöne Gleichnisse und Sinnbilder von drei schönen Tugenden. Das Veilchen mit der bescheidenen dunkelblauen Farbe ist ein Sinnbild der Demuth; die schneeweiße Lilie ist ein Sinn-

bild der U n s ch u l d; die rothe Rose aber soll bedeuten: Euer Herz soll glühen von lauter G ü t e, von Liebe zu Gott."

Der Jugend schönste Blüthe,
Sind Demuth, Unschuld, Güte.

---

11. Die Erdbeeren.

1.



Ein alter Soldat mit einem Stelzfuße kam in ein Dorf, und wurde plötzlich krank. Er konnte nicht mehr weiter reisen, mußte in einer Scheuer auf Stroh liegen, und es ging ihm sehr hart. Die kleine Agathe, die Tochter eines armen Korbmachers, hatte mit dem kranken Manne das herzlichste Mitleid. Sie besuchte ihn alle Tage, und schenkte ihm jedesmal einen Sechser.

Eines Tages sprach aber der ehrliche Krieger sehr bekümmert: „Liebes Kind! Wie ich heute vernahm, sind deine Eltern arm. Sage mir doch redlich, woher nimmst du so viel Geld? Denn ich wollte lieber verhungern, als nur einen Kreuzer annehmen, den du mir nicht mit gutem Gewissen geben könntest."

„O, sagte Agathe, seid außer Sorgen. Das Geld ist rechtmäßig erworben. Ich gehe in den nächsten Marktflecken zur Schule. Auf dem Wege dahin kommt man durch ein Wäldchen, wo es viele Erdbeeren gibt. Da pflücke ich nun jedesmal ein Körblein voll, verkaufe sie in dem Flecken, und bekomme dafür allemal sechs Kreuzer. Meine Eltern wissen das wohl; sie haben aber nichts dagegen. Sie sagen öfters: Es gibt noch viel ärmere Leute, als wir sind, und da müssen wir ihnen so viel Gutes thun, als es unsere Lage nur immer erlaubt."

Dem alten Krieger standen die hellen Thränen in den Augen, und tröpfelten auf seinen Schnurrbart herab. „Gutes Kind, sprach er, Gott wolle dich und deine Eltern für diese menschenfreundlichen Gesinnungen segnen!"

Fehlt es dir nicht an guten Willen,
So kannst du vielen Jammer stillen.

2.

Nach einiger Zeit reisete ein vornehmer Offizier, der mehrere Ordenszeichen trug, durch das Dorf. Er hielt mit seinem prächtigen Wagen vor dem Wirthshause an, um die Pferde füttern zu lassen, hörte von dem kranken Soldaten, und besuchte ihn.

Der alte Soldat erzählte ihm sogleich von

seiner Wohlthäterin. „Was? rief der Offizier, ein armes Kind hat so viel für dich gethan! Nun, da darf ich, dein alter General, nicht weniger thun. Ich werde sogleich Anstalt machen, daß man dich im Wirthshause auf's Beste verpflege."

Er that es, und ging hierauf in die Hütte der kleinen Agathe. „Gutes Kind, sprach er gerührt, deine Wohlthätigkeit hat mir das Herz warm und die Augen naß gemacht. Du hast dem alten Kriegsmanne viele Sechskreuzerstücke geschenkt, hier hast du dafür eben so viele Goldstücke." Die erstaunten Eltern sagten: „Ach, das ist zu viel!" Allein der General sprach: „Nein Nein! Dieses ist nur ein armseliger Lohn; den bessern hat das gute Kind im Himmel zu erwarten."

Barmherzigkeit und Wohlthun werden
Belohnt im Himmel und auf Erden.

---

12. Die Kirschen.

Sabine, die Tochter reicher Eltern, hatte ein eigenes, sehr niedliches Zimmer; allein es sah darin sehr unfreundlich aus. Denn sie räumte es nicht auf, und alle Ermahnungen ihrer Mutter, das Zimmer besser in Ordnung zu halten, waren vergebens.

An einem Sonntag Nachmittags war sie

eben mit dem Ankleiden fertig geworden, und wollte ausgehen. Da brachte ihr die Tochter des Nachbars ein Körbchen voller großer, schwarzer Kirschen. Weil nun gerade Tische und Fenster voll von Kleidungsstücken und andern Sachen lagen, setzte Sabine das Körbchen einstweilen auf einem mit blauem Seidenzeuge überzogenen Sessel, und ging dann mit ihrer Mutter auf ein benachbartes Dorf spazieren.

Abends spät, da es schon dunkel geworden war, kam sie sehr ermüdet auf ihr Zimmer zurück, und eilte sogleich einem Sitze zu. Kaum aber hatte sie sich gesetzt, so fuhr sie plötzlich wieder auf, und that vor Schrecken einen lauten Schrei. Denn sie hatte sich gerade mitten in das aufgehäufte Körbchen voll Kirschen gesetzt.

Die Mutter eilte auf den Schrei mit einem Lichte herbei. Aber was mußte sie sehen! Die Kirschen waren alle zerdrückt; der Kirschensaft floß von allen Seiten über den Sessel herab, und Sabinens neues Kleid von weißem Taffet war so übel zugerichtet, daß es gar nicht mehr zu gebrauchen war.

Die Mutter gab ihr aber noch überdieß einen scharfen Verweis, und sagte: „Da siehst du nun, wie nöthig es ist, aufzuräumen,

und jeder Sache einen schicklichen Platz anzuweisen. Du bist jetzt für deinen Ungehorsam und für dein unordentliches Wesen bestraft. Beherzige künftig das Sprüchlein:

Wer nicht auf strenge Ordnung hält,
In Schand und Schaden leicht verfällt.

13. Die Birnen.



Die Frau von Halden besuchte einmal mit ihren vier Kindern den Großvater in seinem schönen Garten. Der Großvater brachte auf einem Rebenblatte vier Birnen, die gelb, wie Gold, nnd so groß, wie Eier, waren. Er bedauerte, daß noch nicht mehrere reif seien. „Ihr mögt indessen selbst zusehen, sprach er im Scherze, wie ihr vier Birnen unter fünf Personen austheilt, ohne daß in der Rechnung ein Bruch vorkommt.“

„O, das will ich,“ sagte Lotte, die älteste Tochter; „nur bitte ich mir aus, daß ich gleich und ungleich benannte Zahlen ein wenig unter einander mengen darf.“

Sie nahm die 4 Birnen und sprach:

„Wir 2 Schwestern und 1 Birne machen zusammen 3; meine 2 Brüder und 1 Birne machen auch 3; diese 2 Birnen und 1 Mutter sind zusammen abermal 3. So geht Alles gerade und ohne Bruch auf.“

Lottens Geschwister waren mit dieser Theilung sehr zufrieden. Die erfreute Mutter aber bestaud darauf, jedes der Kinder solle eine Birne bekommen, und der Großvater brachte Lotten noch überdieß einen schönen Blumenstrauß. „Denn, sagte er, Lottchens sinnreiche Rechnung macht ihrem Witze sehr viel, ihrem kindlichen Herzen aber noch mehr Ehre.“

Verstand und Witz gefallen sehr,
Ein edles Herz unendlich mehr.

---

14. Die Nuß.

Unter dem großen Nußbaume nächst dem Dorfe fanden zwei Knaben eine Nuß. „Sie gehört mir, rief Ignaz; denn ich habe sie zuerst gesehen.“ „Nein, sie gehört mir, schrie Bernhard; denn ich habe sie zuerst aufgehoben.“ Beide geriethen in einen heftigen Streit.

„Ich will den Streit ausmachen,“ sagte ein größerer Junge, der eben dazu kam. Er stellte sich in die Mitte der beiden Knaben, machte die Nuß auf und sprach: „Die eine Schale gehört dem, der die Nuß zuerst sah;

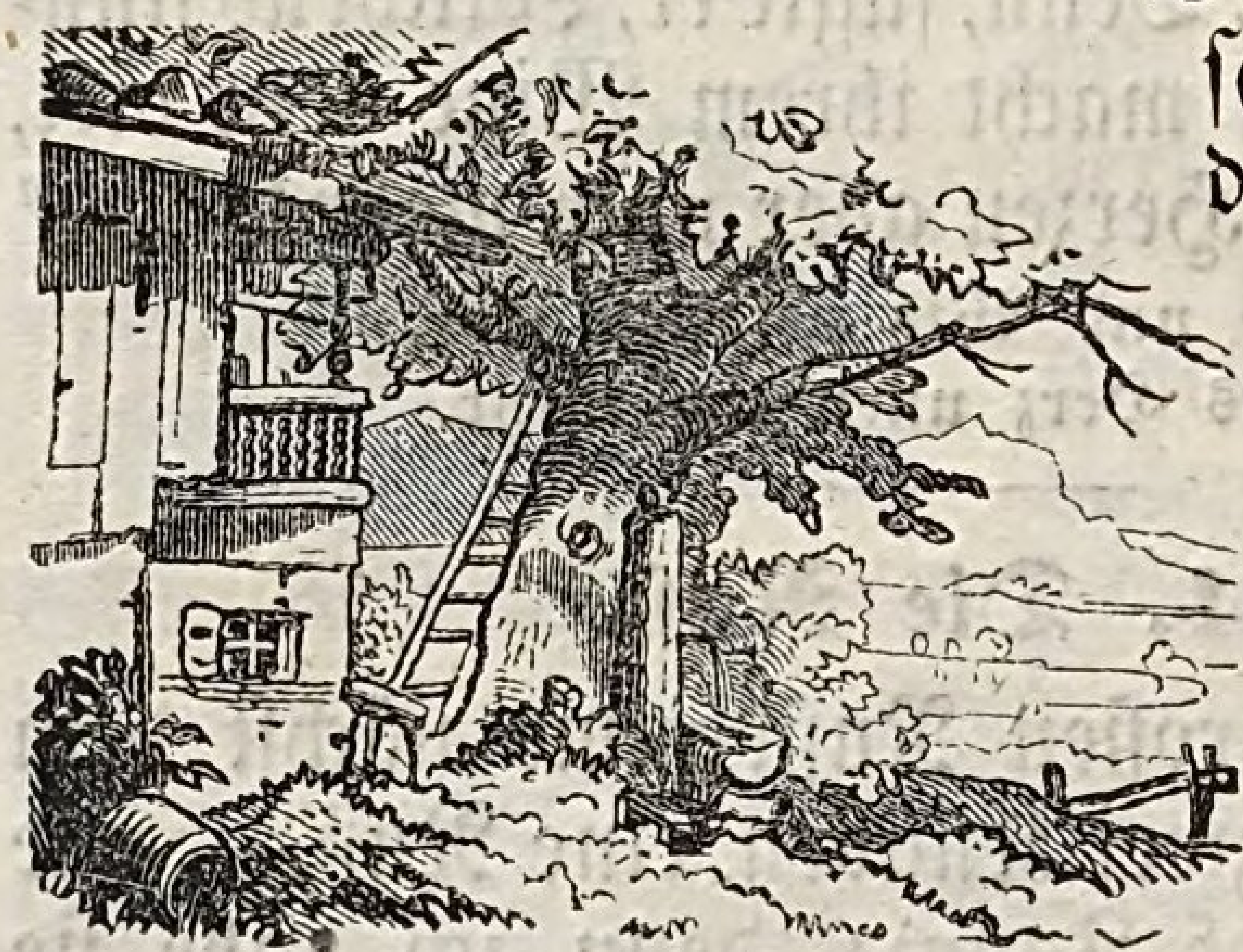
die andere Schale gehört dem, der sie zuerst aufhob; den Kern aber behalte ich — für den Urtheilsspruch."

„Das, setzte er lachend hinzu, ist das gewöhnliche Ende der meisten Prozesse."

Wer Freude hat am Prozessiren,
Wird statt Gewinnes stets verlieren.

---

15. Der Apfelbaum.



Der alte Rupert saß im Schatten des großen Apfelbaumes vor seinem Hause. Seine Enkel aßen von den Aepfeln, und konnten die süßen Früchte nicht genug loben.

Da sagte der Großvater: „Ich muß euch doch erzählen, wie der Baum hieher kam. Vor mehr als fünfzig Jahren stand ich einmal hier, wo damals ein leerer Raum war, und wo jetzt der Baum steht, und klagte dem reichen Nachbar meine Armuth. Ach, sagte ich, ich wollte gern zufrieden sein,

wenn ich mein Vermögen nur auf hundert Thaler bringen könnte."

Der Nachbar, der ein kluger Mann war, sprach: „Das kannst du leicht, wenn du es recht anzufangen weißt. Sieh, hier auf dem Plätzchen, wo du stehst, sind mehr als hundert Thaler in dem Boden versteckt. Mache nur, daß du sie herausbringst."

„Ich war damals noch ein unverständiger junger Mensch, und grub in der folgenden Nacht ein großes Loch in den Boden, fand aber zu meinem Verdrusse keinen einzigen Thaler."

„Als der Nachbar am Morgen das Loch sah, lachte er, daß er sich beide Seiten hielt und sagte: „„O du einfältiger Mensch, so war es nicht gemeint! Ich will dir aber einen jungen Apfelstamm schenken. Den setze in das Loch, das du gemacht hast, und nach einigen Jahren werden die Thaler schon zum Vorschein kommen.""

„Ich setzte den jungen Stamm in die Erde. Er wuchs, und wurde der große herrliche Baum, denn ihr hier vor Augen seht. Die köstlichen Früchte, die er nun seit vielen Jahren her getragen hat, brachten mir schon weit mehr als hundert Thaler ein, und noch immer ist er ein Capital, das reichliche Zinsen trägt. Ich habe deßhalb das Leibsprüchlein

des klugen Nachbarn nicht vergessen; merkt es euch auch:

Den sichersten Gewinn,
Bringt Fleiß und guter Sinn.«

16. Der grüne Zweig.



Simon war ein leichtsinniger, muthwilliger Knabe. Er achtete nicht auf gute Lehren, ja er machte sich sogar darüber lustig.

Eines Tages ging er mit seiner Schwester Sophie in den Garten. Sophiens Gartenbeetlein war voll der schönsten Blumen; Simons Gartenbeet aber war ganz verwildert und voll Unkraut.

„Bruder! Bruder! sagte das ordentliche Mädchen, du hast deine Sachen doch gar nicht in Ordnung. Denk an mich, es geht dir noch, wie die Mutter sagt: Du kommst in deinem Leben auf keinen grünen Zweig."

Simon lachte, und kletterte auf den großen Birnbaum, und schrie: „Sophie! da sieh einmal herauf! Jetzt bin ich sogar auf einen grünen Ast gekommen!"

Krach! — brach der Ast. Simon fiel herab und brach den Arm.

Mit guten Lehren Muthwill' treiben.
Kann niemals ungestrafet bleiben.

17. Das kostbare Kräutlein.

Zwei Mägde, Brigitte und Walburg, gingen der Stadt zu, und jede trug einen schweren Korb voll Obst auf dem Kopfe. Brigitte murrte und seufzte beständig; Walburg aber lachte und scherzte.

Brigitte sagte: „Wie magst du doch lachen? Dein Korb ist ja so schwer, wie der meinige, und du bist um nichts stärker, wie ich.“

Walburg sprach: „Ich habe ein gewisses Kräutlein zur Bürde gelegt, daher fühle ich sie kaum.“

„Ei, rief Brigitte, das muß ein kostbares Kräutlein sein. Ich möchte mir meine Last damit auch erleichtern. Sag mir doch, wie es heißt.“

Walburg antwortete: „Das kostbare Kräutlein, das alle Beschwerden leichter macht, heißt — Geduld. Merk dir Brigitte;

Leichter trägt, was er auch trägt,
Wer Geduld zur Bürde legt.«

18. Die Rübe.



Ein armer Taglöhner hatte in seinem Garten eine ungemein große Rübe gezogen, über die sich Jedermann verwunderte. „Ich will sie unserm gnädigen Herrn verehren, sagte er; denn es freut ihn, wenn man Feld und Garten wohl bestellt.“

Er trug die Rübe in das Schloß. Der gnädige Herr lobte den Fleiß und den guten Willen des Mannes, und schenkte ihm drei Ducaten.

Ein Bauer im Dorfe, der sehr reich und sehr geizig war, hörte das, und sprach: „Jetzt verehre ich dem gnädigen Herrn auf der Stelle mein großes Kalb. Gibt er für eine lumpichte Rübe schon drei Goldstücke, wie viel werde ich erst für ein so schönes Kalb bekommen!“

Er führte das Kalb an einem Stricke in das Schloß, und bat den gnädigen Herrn, es zum Geschenke anzunehmen. Der Herr merkte wohl,

warum sich der geizige Bauer so freigebig anstelle, und sagte, er wolle das Kalb nicht.

Allein der Bauer fuhr fort zu bitten, die geringe Gabe doch nicht zu verschmähen. Endlich sprach der kluge Herr: „Nun wohl; weil ihr mich denn dazu zwingt, so nehme ich das Geschenk an. Da ihr aber so besonders freigebig gegen mich seid, so darf ich mich auch nicht karg finden lassen. Ich will euch daher ein Gegengeschenk machen, das mich wohl zwei- bis dreimal mehr kostet, als euer Kalb werth ist.“ Und mit diesen Worten gab er dem erstaunten und erschrockenen Bauer — die ihm wohlbekannte, große Rübe.

Ein edles Herz erwirbt sich Lohn,
Versteckter Eigennutz nur Hohn.

---

19. Der Kohl.

Eine fleißige Mutter baute in ihrem Garten Gemüse aller Art. Eines Tages sagte sie zu ihrer kleinen Tochter: „Lischen, sieh da an der untern Seite des Kohlblattes die kleinen, netten, gelben Dingerchen. Das sind die Eilein, aus denen die schönfarbigen, aber verderblichen Raupen kommen. Suche diesen Nachmittag alle Blätter ab, und zerdrücke diese Eier, so wird unser Kohl immer schön grün und unversehrt bleiben.“

Lischen meinte, zu dieser Arbeit sei es allemal noch Zeit, und dachte am Ende gar nicht mehr daran. Die Mutter war einige Wochen nicht wohl, und kam nicht in den Garten. Als sie aber wieder gesund war, nahm sie das saumselige Mädchen bei der Hand, und führte es zu den Kohlbeeten, und, sieh! aller Kohl war von den Raupen abgefressen. Man sah davon nichts mehr, als die Stengel, und die Gerippe der Blätter. Das erschrockene und beschämte Mädchen weinte über ihre Nachlässigkeit. Die Mutter aber sagte: „Thu das, was heute geschehen kann, sogleich heute, und verschiebe es niemals auf morgen."

„Noch wichtiger aber, sprach die Mutter, ist eine andere Lehre, die gleichsam auf diesen übel zugerichteten Blättern geschrieben steht:

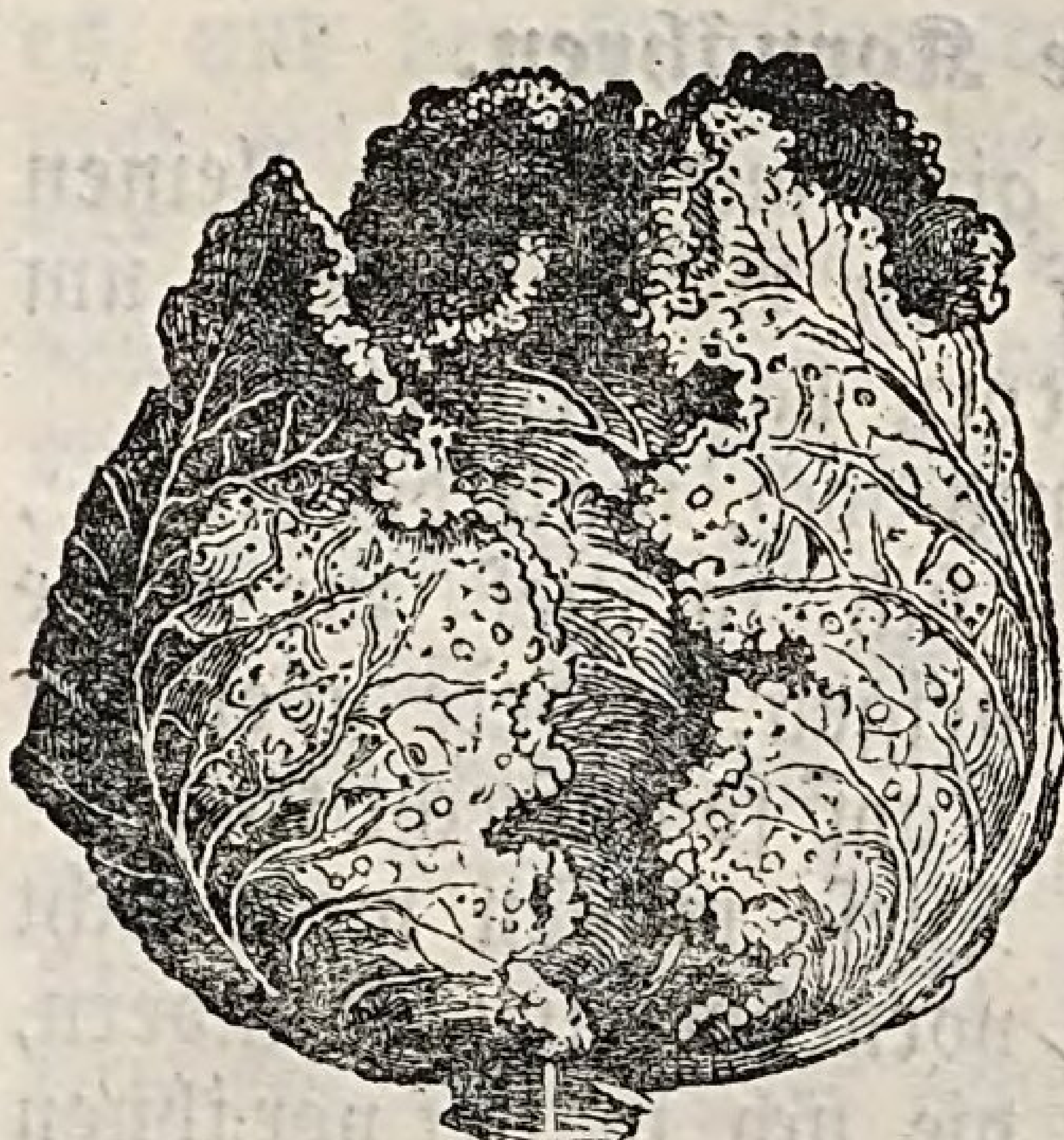
Dem Bösen thu gleich Anfangs Widerstand,
Sonst nimmt's am Ende schrecklich überhand."

---

20. Der große Kohlkopf.

Zwei Handwerksbursche, Joseph und Benedikt, gingen einst an dem Krautgarten eines Dorfes vorbei.

„Sieh doch, sagte Joseph, was das für große Krautköpfe sind!" Denn so nannte er die Kohlköpfe.



„Ei, sagte Benedikt, der gern prahlte, die sind gar nicht groß. Auf meiner Wanderschaft habe ich einmal einen Krautkopf gesehen, der war viel größer, als das Pfarrhaus dort.“

Joseph, der ein Kupferschmied war, sprach hierauf: „Das will viel sagen. Indeß habe ich einmal einen Kessel machen helfen, der war so groß, als die Kirche.“

„Aber um des Himmels willen, rief Benedikt, wozu hatte man denn einen so großen Kessel nöthig?“

Joseph sagte: „Man wollte deinen großen Krautkopf darin sieden.“

Benedikt sagte beschämt: „Nun seh' ich erst, wo das hinaus will! Du hältst es sonst immer mit der Wahrheit, und hast jetzt nur so geredet, um meine prahlerische Lüge lächerlich zu machen. Ich muß mir dieß gefallen lassen. Denn —

Wer unverschämt mit Lügen prahlt,
Der wird mit gleicher Münz bezahlt.“

21. Die Kornähren.

Ein Landmann ging mit seinem kleinen Sohne Tobias auf den Acker hinaus, um zu sehen, ob das Korn bald reif sei.

„Vater, wie kommts doch, sagte der Knabe, daß einige Halme sich so tief zur Erde neigen, andere aber den Kopf so aufrecht tragen? Diese müssen wohl recht vornehm sein; die andern, die sich so tief vor ihnen bücken, sind gewiß viel schlechter?“



Der Vater pflückte ein paar Aehren ab, und sprach: „Sieh diese Aehre hier, die sich so bescheiden neigte, ist voll der schönsten Körner; diese aber, die sich so stolz in die Höhe streckte, ist ganz taub und leer.“

Trägt einer gar so hoch den Kopf,
So ist er wohl — ein eitler Tropf.

22. Die Erbsen.

Ein Taschenspieler bat um die Erlaubniß, vor dem Fürsten ein noch nie gesehenes Kunststück zu machen. Der Fürst erlaubte

es, und der Künstler trat mit einer Schale voll eingeweichter Erbsen in das Zimmer, ließ sich eine Nadel vorhalten, und warf mit den Erbsen so sicher, daß die Erbse jedesmal an der Nadelspitze stecken blieb.

Der Fürst sprach: „Lieber Mann, ihr habt euch in der That sehr große Mühe gegeben, und sehr viele Zeit darauf verwendet, es so weit zu bringen. Ich will euch dafür belohnen.“ Er sagte einem Bedienten etwas in Geheim, und dieser ging hinaus, und kam bald darauf mit einem schweren Sacke wieder herein. Der Künstler freute sich sehr, und glaubte, der Sack werde voll Gold sein.

Als man nun auf Befehl des Fürsten den Sack öffnete, erblickte man darin nichts als — Erbsen. Der Fürst aber sprach: „Da euer Kunststück den Menschen nichts nützt, und sie es also auch wohl schlecht belohnen werden, so dürfte es euch bald an den dazu nöthigen Erbsen fehlen. Deßhalb ließ ich euch damit versehen.“

Befaß dich nicht mit solchen Dingen,
Die keinem Menschen Nutzen bringen.

---

23. Der Acker.

Die Hütte des armen Niklas stand auf einem Platze, der ganz mit Dornbüschen und

Haselstauden überwachsen war. An einem heißen Tage, zur Zeit der Aernte, lag Niklas einmal im Schatten einer Haselstaude. Ein Bauer fuhr mit einem hochbeladenen Wagen voll Korn an ihm vorbei. Niklas sah den vollen Wagen mit schelen Augen an, und grüßte den Bauern kaum.

Der Bauer blieb stehen, und sagte zu Niklas: „Wenn du von diesem wüsten Boden, der dein Eigenthum ist, täglich nur so viel umarbeiten wolltest, als du mit deinem faulen Körper bedeckst, so könntest du jährlich wohl mehr Korn schneiden, als du auf den Wagen da siehst.“

Dem Niklas leuchtete der Rath ein. Er reutete das Gesträuche und die Stauden aus, und bearbeitete den Boden. So bekam er einen Acker, der ihm keinen Kreuzer kostete, und ihn und die Seinigen reichlich ernährte.

Der Faule leidet bittre Noth,
Dem Fleißigen fehlt's nie an Brod.

---

24. Ein Weinberg.



Ein Vater sagte auf seinem Sterbebette zu seinen drei Söhnen: „Liebe Kinder! Ich kann euch nichts zurück lassen, als diese unsere Hütte und den Weinberg daran, in dem aber ein Schatz verborgen liegt. Grabt fleißig in dem Weinberge, so werdet ihr den Schatz finden.“

Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg mit dem größten Fleiße um, fanden aber weder Gold noch Silber. Dagegen brachte der Weinberg, weil sie ihn so fleißig bearbeitet hatten, eine viel größere Menge von Trauben hervor, als sonst, und sie lösten dafür noch einmal so viel Geld.

Da fiel den Söhnen erst ein, was ihr seliger Vater mit dem Schatze gemeint habe,

und sie schrieben an die Thüre des Weinbergs mit großen Buchstaben:

»Die rechte Goldgrub ist der Fleiß —
Für den, der ihn zu üben weiß.«

25. Die Erdschwämme.



Die Mutter schickte einst die kleine Katharina in den Wald, Schwämme zu suchen, weil sie der Vater sehr gern aß. „Mutter,“ rief das Mädchen, als sie zurück kam, „dießmal hab' ich recht schöne gefunden! Da sieh nur,“ sagte sie, und öffnete das Körbchen, „sie sind alle schön roth, wie Scharlach, und wie mit weißen Perlen besetzt. Es gab wohl noch von jenen braunen unansehnlichen, von denen du neulich brachtest; sie waren mir aber zu schlecht, und ich ließ sie stehen.“

„O du einfältiges, thörichtes Kind, rief

die erschrockene Mutter. Diese schönen Schwämme sind trotz Scharlach und Perlen lauter giftige Fliegenschwämme, und wer davon ißt, muß sterben. Jene braunen aber, die man Brätlinge nennt, und die du verschmähtest, gehören ungeachtet ihres schlechten Aussehens unter die besten."

„So, liebes Kind, ist es noch mit vielen Dingen in der Welt. Es gibt Tugenden, die wenig Aufsehen machen; und glänzende Fehler, die der Thor bewundert. Ja der betrügerische Schein des Bösen kann uns leicht zur Sünde verführen."

Die Sünde, die uns Lust verspricht,
Ist süßes Gift — o trau ihr nicht.

---

26. Der Kürbiß und die Eichel.

Ein Bauersmann lag in dem Schatten einer Eiche, und betrachtete eine Kürbißstaude, die an dem nächsten Gartenzaune empor wuchs. Da schüttelte er den Kopf und sagte: „Hum! hum! das gefällt mir nicht, daß die kleine niedrige Staude eine so große, prächtige Frucht trägt, der große, herrliche Eichbaum aber nur so kleine, armselige Früchte hervor bringt. Wenn ich die Welt erschaffen hätte, so hätte mir der Eichbaum

mit lauter großen, goldgelben, zentnerschweren Kürbissen prangen müssen. Das wäre dann eine Pracht zum Ansehen gewesen!"



Kaum hatte er dieses gesagt, so fiel eine Eichel herab, und traf ihn so stark auf die Nase, das sie blutete. „O weh!" rief jetzt der erschrockene Mann, „da habe ich für meine Nasenweisheit einen derben Nasenstüber bekommen. Wenn diese Eichel ein Kürbiß gewesen wäre, so hätte er mir die Nase gar zerquetscht."

Mit Weisheit und mit Vorbedacht
Hat Gott die ganze Welt gemacht.

27. Der Eichbaum.

Einmal in uralter Zeit erschienen zwei Jünglinge, Edmund und Oßwald, vor Gericht.

Edmund sagte zum Richter: „Als ich vor drei Jahren auf Reisen ging, gab ich diesem

Oßwald, den ich für meinen besten Freund hielt, einen kostbaren Ring mit Edelsteinen in Verwahrung; allein jetzt will er mir den Ring nicht mehr zurück geben."

Oßwald legte seine Hand auf die Brust, und rief: „Ich betheuere bei meiner Ehre, daß mir von dem Ringe nicht das Geringste bekannt ist. Mein Freund Edmund muß in in der That nicht recht bei Sinnen sein."

Der Richter sprach: „Edmund! kann es dir Jemand bezeugen, daß du ihm den Ring übergeben hast?"

Edmund sagte: „Leider war Niemand dabei, als ein alter Eichbaum im Felde, unter dem wir von einander Abschied nahmen."

Oßwald sagte: „Ich bin bereit, einen Eid darauf abzulegen, daß ich von dem Baume so wenig weiß, als von dem Ring."

Der Richter sprach: „Edmund, geh hin und bringe mir einen Zweig von dem Baume. Ich will ihn sehen. Du aber, Oßwald, warte indessen hier, bis Edmund zurück kommt."

Edmund ging. Ueber eine kleine Weile sprach der Richter: „Wo doch Edmund so lange bleiben mag? Oßwald, öffne einmal das Fenster und sieh, ob er noch nicht kommt."

Oßwald sagte: „O Herr, so bald kann

er noch nicht zurück kommen. Der Baum ist über eine Stunde weit, von hier entfernt."

Da rief der Richter: „O du gottloser Lügner, der du deine Lüge vor Gott, dem höchsten Richter, der in alle Herzen blickt, beschwören wolltest! Du weißt um den Ring eben so gut, als um den Baum."

Oßwald mußte den Ring herausgeben, und wurde auf ein Jahr zum Gefängniß verurtheilt. „Da, sagte der Richter, wirst du Zeit finden, die große Wahrheit zu bedenken:

Es kommt dereinst ein Tag der Schrecken,
Der jede Lüge wird entdecken."

---

28. Die Eiche und die Weide.

Eines Morgens, nach einer furchtbar stürmischen Nacht, ging Vater Richhard mit seinem Sohne Anselm auf das Feld hinaus, um zu sehen, ob der Sturm Schaden angerichtet habe.

Der kleine Anselm rief: „Ei, sieh doch, Vater, die große, starke Eiche liegt dort auf dem Boden, und die schwache Weide hier am Bache steht noch schlank und aufrecht da. Ich meinte doch, der Sturmwind wäre mit der Weide leichter fertig geworden als

mit der stolzen Eiche, die bisher jedem Winde getrotzt hat."

„Kind, sagte der Vater, die starke Eiche mußte brechen, weil sie sich nicht biegen konnte; die geschmeidige Weide aber gab dem Sturme nach, und so konnte er ihr nichts anhaben."

Mit Stolz und Trotz bringt man's nicht weit;
Viel besser ist Nachgiebigkeit.

---

29. Der Gränzstein.



Ulrich bewohnte ein hübsches Haus, das mit einem schönen grünen Platze voll fruchtbarer Bäume umgeben war. Die Wiese des Nachbarn stieß daran. Der gewissenlose Ulrich wollte seinen Platz auf Kosten des Nachbarn vergrößern, und rückte heimlich bei Nacht den Gränzstein eine ziemliche Strecke weiter in die Wiese des Nachbarn hinein.

Einige Zeit nachher stieg Ulrich an einer Leiter auf einem Baum, Kirschen zu pflücken.

Als er ganz oben war, fiel er sammt der Leiter, die zu gerade stand, rückwärts zu Boden und zerschmetterte sich an dem Gränzsteine das Genick. Hätte Ulrich den Stein nicht verrückt, so wäre er darüber hinausgefallen, und hätte sich auf dem weichen Grasboden wenig Schaden gethan. Daher sagt man gleichnißweise:

Wie sorglos wälzt der freche Bösewicht
Den Stein herbei, der ihm den Nacken bricht.

---

30. Der Kanarienvogel.

Christine bat ihre Mutter, ihr ein Kanarienvögelein zu kaufen. Die Mutter sprach: „Du sollst eines bekommen, wenn du immer recht folgsam und fleißig sein wirst, besonders aber, wenn du deinen Vorwitz aufgibst, unnöthige oder gar schädliche Dinge inne zu zu werden.“

Christine versprach es. Eines Tages kam sie aus der Schule nach Hause. Da sagte die Mutter: „Hier auf dem Tische steht ein neues Schächtelchen, mache es bei Leibe nicht auf, und rühre es nicht einmal an! Wenn du mir folgst, werde ich dir eine große Freude machen.“

Die Mutter ging hierauf fort, um den kleinen kranken Wihelm, ihren Taufpathen, zu besuchen. Kaum war sie zur Thür hinaus, so hatte das vorwitzige Mädchen das Schächtelchen schon in der Hand. „Es ist so leicht, sagte es, und in dem Deckel sind kleine Löcherchen! Was mag doch wohl darin sein?“

Sie machte das Schächtelchen auf — und sieh, augenblicklich hüpfte ein wunderschönes, gelbes Kanarienvögelein heraus, und flog freudig zwitschernd in der Stube herum.

Christine wollte das Vögelein wieder fangen und einsperren, damit die Mutter nichts merke. Wie sie nun außer Athem und mit glühenden Wangen das flinke Vögelein vergebens in der Stube herum jagte, — trat die Mutter herein, und sagte: „Du ungehorsames, vorwitziges Mädchen! Das schöne Vögelein wollte ich dir schenken; ich wollte dich aber zuvor prüfen, ob du es verdienst. Jetzt aber werde ich es dem guten Wilhelm geben, der gehorsamer, und nicht so vorwitzig ist, wie du.“

Merke wohl den alten Spruch:

Vorwitz wird mit Schaden klug.

31. Die Schwalben.



Als im Frühlinge die Schwalben zurückkehrten, und in dem Hausgange eines Landmannes mit frohem Gezwitscher ihr altes Nest wieder in Besitz nahmen, sagte er zu seinen Kindern: „Thut mir ja den guten Vögelein nichts zu leid. Wer die Schwalben von seiner Tenne vertreibt, der verscheucht das Glück von seinem Hause. Der Nachbar hat das Schwalbennest vor seinem Fenster zerstört, und die Eier zertreten — und von der Zeit an geht es mit seinem Hauswesen zurück, und er geräth in's Verderben."

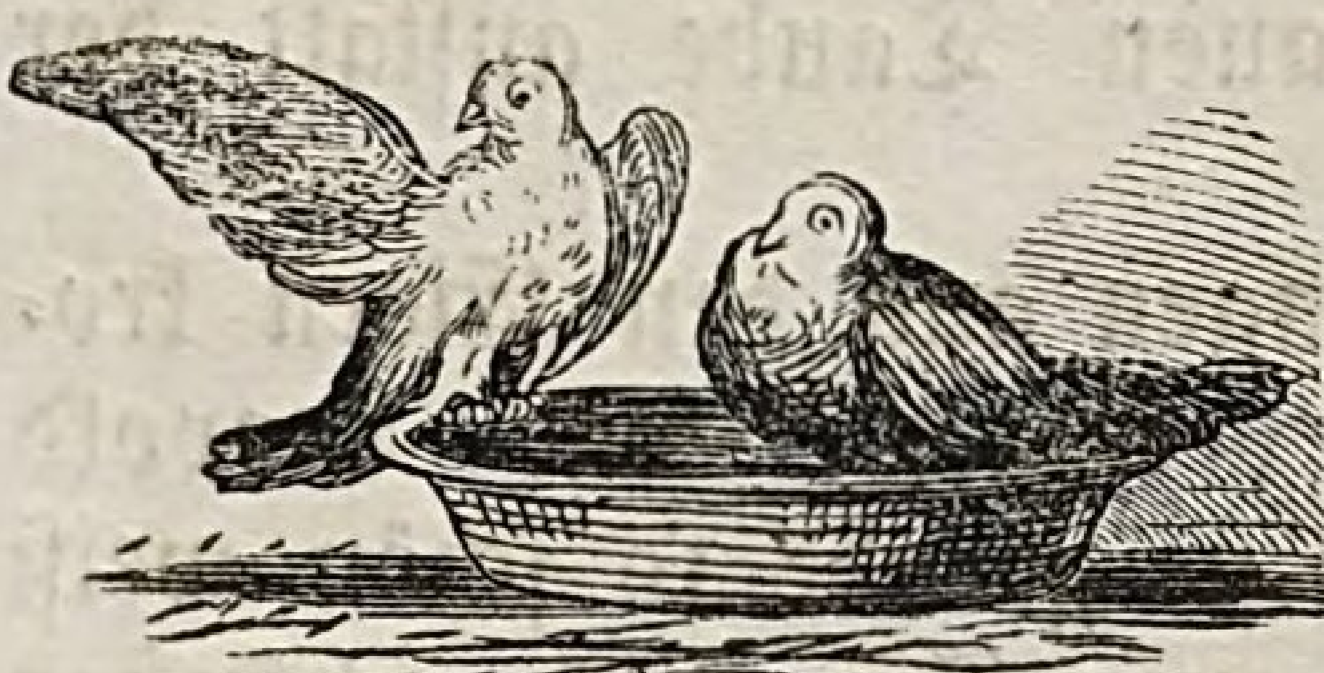
Der kleine Christian fragte den Vater, wie denn das zu verstehen sei. Der Vater antwortete: „Der Nachbar hat die frommen, einfachen Sitten seiner Väter verlassen. Seine Voreltern und Eltern haben die unschädlichen, ja vielmehr nützlichen Schwalben mit milder Schonung geduldet, und sich von den muntern geschwätzigen Vögeln am frühen

Morgen zur Arbeit wecken lassen. Allein der Nachbar, der gegen Menschen und Thiere hartherzig war, und halbe Nächte im Wirthshause saß, verträumte lieber die schönen Morgenstunden; und weil ihn die Schwalben in seinem Morgenschlafe störten, so vertilgte er ihr Nest. Der unfreundliche, faule und verschwenderische Mann vertrieb so mit den Schwalben zugleich Glück und Segen von seinem Hause."

Vergönn der Schwalb' ihr kleines Haus,
Sie singt: Vergelt dir's Gott! heraus.

---

32. Die Tauben.



Emmerich und Leopold, zwei muntere Knaben, waren Nachbarn. Der reiche Emmerich hatte mehrere schöne Tauben; der arme Leopold aber nur einige wenige von der gemeinsten Art.

Eines Tages flog von Emmerichs Tauben ein Paar hinüber in Leopolds Schlag, und fing an, hier zu nisten. Der arme Leopold dachte: Wie glücklich wäre ich, wenn

diese Tauben mir gehörten! Sie sind so blendend weiß, wie Schnee; Scheitel und Schweif aber so glänzend schwarz, wie Kohlen. Von allen Tauben Emmerichs gefallen mir gerade diese am besten.

Es kam ihn die Lust an, sie zu behalten und einzusperren. „Aber, nein! sagte er; das darf ich nicht; das wäre ja Sünde. Ich will die Versuchung dazu überwinden Er schloß den Schlag, fing die Tauben, und brachte sie dem Emmerich.

Emmerich hatte über die Ehrlichkeit des armen Knaben große Freude, nahm bald darauf die ersten Eier, die er von den schönen Tauben erhielt, schlich sich damit heimlich in Leopold Schlag, und legte sie einer gemeinen grauen Taube anstatt der ihrigen unter.

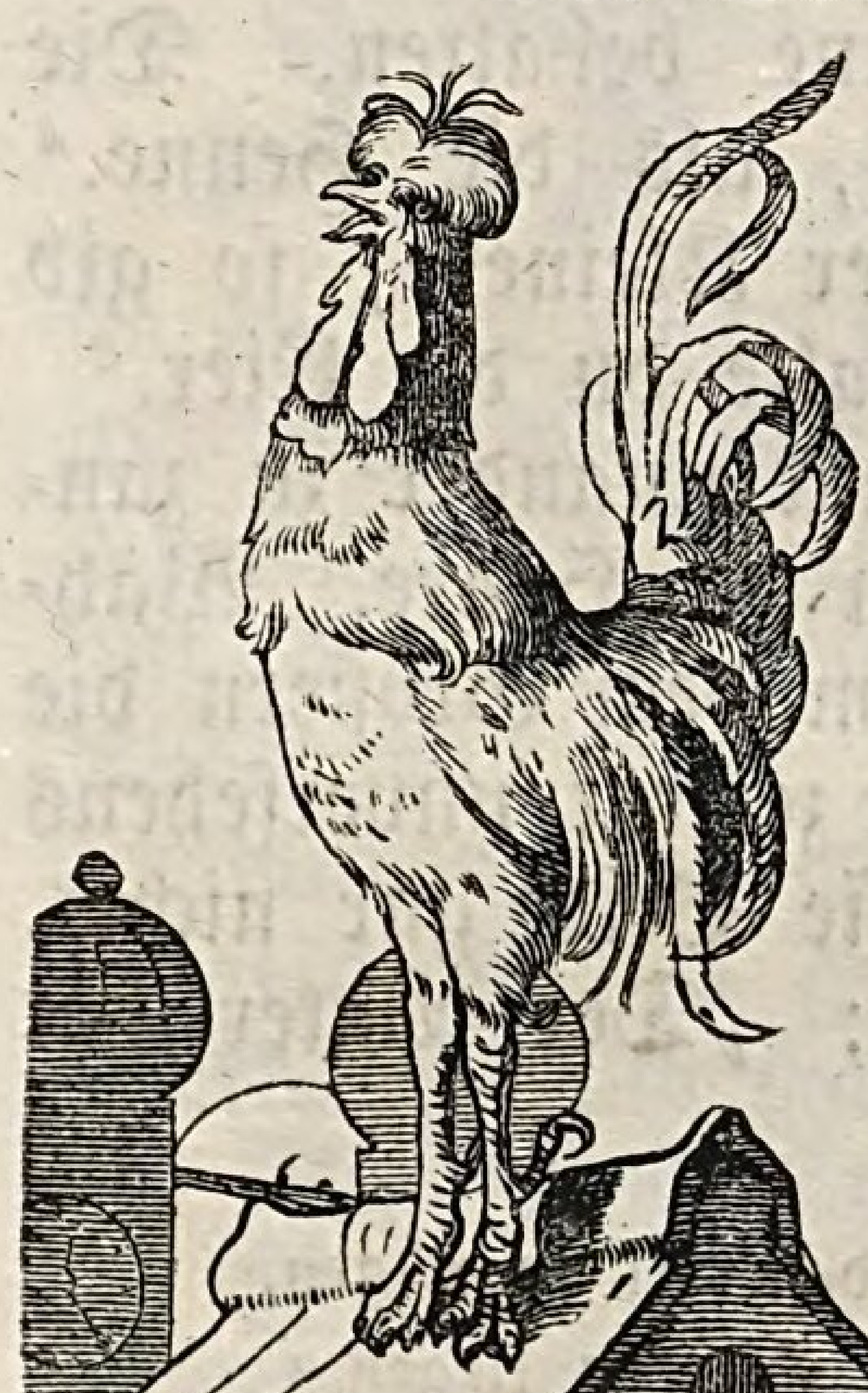
Als nun die Jungen aus den Eiern krochen und Federn bekamen, war Leopold höchst erstaunt, daß sie gerade so schön weiß und schwarz wurden, wie Emmerichs schönstes Taubenpaar. Er eilte voll Freude zu Emmerich, und verkündete ihm das vermeintliche Wunder.

Emmerich lächelte, erzählte, daß er die Eier ausgewechselt habe, um gegen den ehrlichen Leopold sich erkenntlich zu bezeigen,

und sagte am Ende der Erzählung: „Bleibe immer so ehrlich, lieber Leopold! denn

Des Höchsten bester Segen ruht
Auf dem, der niemals Unrecht thut.«

33. Der Haushahn.



Eine fleißige Hausmutter weckte ihre zwei Mägde alle Morgen, sobald der Haushahn krähte, zur Arbeit. Die Mägde wurden über den Hahn sehr zornig, und sagten zu einander: „Wenn der verwünschte Haushahn nicht wäre, so dürften wir länger schlafen.“ Sie brachten ihn daher um. Allein die Hausmutter, die schon sehr alt war und immer sehr frühe erwachte, wußte nun nicht mehr, um welche Zeit es sei. Sie weckte daher die Mägde noch früher, ja schon um Mitternacht.

Ein kleines Ungemach zu meiden,
Stürzt Mancher sich in größ're Leiden.

34. Das Rebhühnernest.

Auf einem Kornacker, nahe am Walde, fanden zwei Knaben das Nest eines Rebhuhns, und es gelang ihnen, die Henne, die auf den Eiern saß, zu fangen.

„Du, sagte der Größere, nimm du die Eier; ich will die Henne behalten. Die Eier sind so viel werth, als die Henne.“ „Wenn das ist, sagte der Kleinere, so gib mir die Henne, und behalte du die Eier.“

Sie fingen nun an, mit einander zu zanken, und geriethen sich in die Haare. Während des Raufens entkam dem Größern die Henne, und der Kleinere zertrat unversehens die Eier. Nun hatten sie Beide gar nichts, und sagten zu einander: „Der Vater hat Recht:

Viel besser ist's, sich mit dem Ei begnügen,
Als um die Henne sich in Haaren liegen.«

---

35. Die Singvögel.

Ein freundliches Dörflein war von einem ganzen Walde fruchtbarer Bäume umgeben. Die Bäume blühten und dufteten im Frühlinge auf das lieblichste. Auf ihren Aesten

und in den Hecken umher sangen und nisteten allerlei muntere Vögel. Im Herbste aber waren alle Zweige reichlich mit Aepfeln, Birnen und Zwetschken beladen.



Da fingen einmal einige böse Buben an, die Nester auszunehmen und zu zerstören. Die Vögel wurden dadurch verscheucht, und zogen nach und nach ganz aus der Gegend hinweg. Man hörte in den Gärten und auf der Flur kein Vögelein mehr singen. Alles war ganz still und traurig. Die schädlichen Raupen aber, die sonst von den Vögeln hinweg gefangen wurden, nahmen überhand, und fraßen Blätter und Blüthen ab. Die Bäume standen kahl da, wie mitten im Winter, und die bösen Buben, die sonst köstliches Obst im Ueberflusse zu verzehren hatten, bekamen nicht einen Apfel mehr zu essen.

Nimmst du dem Vogel Nest und Ei,
Ist's mit Gesang und Obst vorbei.
Laß doch in Ruhe liebes Kind,
Die Thierchen, die unschädlich sind.

---

36. Die Emmerlinge.



Zwei Kinder aus dem Dorfe gingen zur harten Winterszeit der Mühle zu, und jedes trug ein Säcklein Korn auf dem Kopfe. Als sie an dem Garten des Müllers vorbei kamen, erblickten sie einige Emmerlinge, die hungrig auf der bereiften Hecke saßen. Die kleine Bertha hatte herzliches Mitleid mit den kleinen, gelben Vögelein. Sie öffnete den Sack, und streute ihnen ein paar Händchen voll Körner hin.

Robert, ihr Bruder, zankte mit ihr, und

sagte: „Du gutherzige Thörin! Warte nur, du wirst gewiß weniger Mehl bekommen, und dann werden unsere Eltern dich deßhalb bestrafen.“

Bertha erschrak, und sagte: „Je nun, ich hätte das vielleicht nicht thun sollen. Indessen werden unsere guten Eltern mir meine Gutherzigkeit nicht übel nehmen, und Gott kann uns ja auf eine andere Weise dafür segnen.“



Als die zwei Kinder wieder in die Mühle kamen, das Mehl abzuholen, siehe! da war

in dem Sacke der mitleidigen Bertha noch einmal so viel Mehl als in Roberts Sacke. Robert erstaunte, und Bertha war sehr geneigt, dieß für ein Wunder anzusehen.

Allein der wackere Müller, der das Gespräch der Kinder dort an der Hecke gehört hatte, sagte zu Bertha: „Dein mitleidiges Herz gegen die hungrigen Vögelein hat mir so wohl gefallen, daß ich dir doppelt maß. Obwohl aber ich das Mehl in den Sack that, so darfst du es dennoch als einen Segen betrachten, den dir Gott beschert hat, deine Gutherzigkeit zu belohnen.“

Den guten, mitleidsvollen Seelen
Wird Gottes Segen niemals fehlen.

---

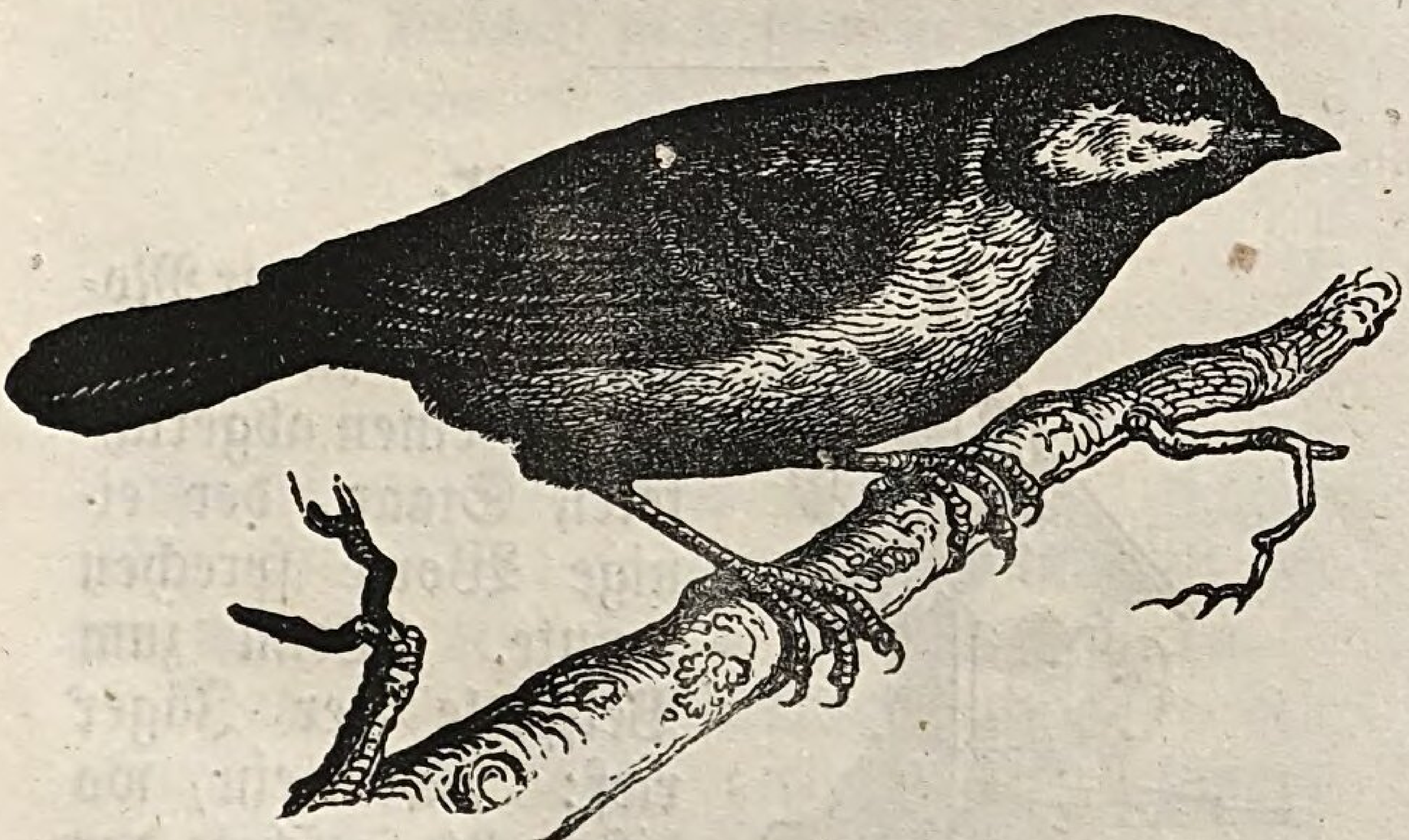
37. Die Meise.

„Sieh doch die prächtige Kohlmeise dort auf dem Apfelbaume!“ sagte Lorenz zu seiner Schwester Luzie. „Die will ich bald haben.“ Er kletterte auf den Baum, stellte dort einen Meisenschlag auf, und verbarg sich dann mit seiner Schwester in die Gartenlaube, um auf den Vogel zu lauern.

Die Meise ging richtig in die Falle, und Lorenz war sogleich wieder auf dem Baume,

fiel aber, indem er den Vogel herausnehmen wollte, sammt dem Meisenschlage herab. Der Vogel war entwischt, und Lorenz hatte an einem abgebrochenen Äste die Hand verwundet.

Luzie sagte: „O du armer Bruder! deine Hand blutet! Nun wirst du es wohl bleiben lassen, noch einmal auf den Baum zu steigen, um die Meise zu fangen; du könntest sonst noch Arm und Bein brechen.“



„Ei, sagte Lorenz lachend, deßhalb bleibe ich nicht drunten. Allein gegenwärtig wäre meine Mühe vergebens. Denn die Meise scheut den Schlag, in welchem sie schon einmal gefangen war.“

„Wenn dem so ist, sagte Luzie, so ist ja die Meise klüger, als du. Sie geht nicht mehr dahin, wo sie Gefahr wittert. Du aber, der du erst diesen Augenblick eine Wunde davon getragen hast, und mit genauer Noth einem noch größern Unglück entgangen bist, willst dich dennoch mit lachendem Munde auf's neue in Gefahr wagen?"

Wen kleines Unglück nicht kann weiser machen,
Der wird am Ende weinen, statt zu lachen.

---

38. Der Staar.



Der alte Jäger Moritz hatte in seiner Stube einen abgerichteten Staar, der einige Worte sprechen konnte. Wenn zum Beispiele der Jäger rief: „Stärlein, wo bist du?" so schrie der Staar allemal: „Da bin ich!"

Des Nachbarn kleiner Karl hatte an dem Vogel eine ganz besondere Freude, und machte demselben öfters einen Besuch. Als

Karl wieder einmal hinkam, war der Jäger eben nicht in der Stube. Karl fing geschwind den Vogel, steckte ihn in die Tasche, und wollte damit fortschleichen.

Allein in eben dem Augenblick kam der Jäger zur Thür herein. Er dachte dem Knaben eine Freude zu machen, und rief, wie gewöhnlich: „Stärlein, wo bist du?“ — und der Vogel in der Tasche des Knaben schrie, so laut er konnte: „Da bin ich!“

Ein Diebstahl sei so schlau er mag,
Er kommt oft seltsam an den Tag.

---

39. Der Kukuk.

An einem lieblichen Maimorgen gingen Jörg und Michel in den Wald; da ließ sich der muntere Kukuk das erste Mal hören.

„Das ist ein Glücksvogel,“ sagte der abergläubische Jörg; „sein Ruf verkündet mir Glück, zum wenigsten eine Tasche voll Geld.“

„Warum denn gerade dir?“ sprach Michel, der eben so abergläubisch war. „Ich sehe nicht, warum du bei dem Kukuk höher in Gnaden stehen solltest, als ich. Ich bin

wohl noch besser, als du, und ich behaupte, mir verkündet er Glück."



Anstatt sich des schönen Morgens zu freuen, fingen sie nun an zu streiten. Vom Zanken kam es zu Schlägen, und zuletzt liefen beide, übel zugerichtet, im größten Zorn aus einander.

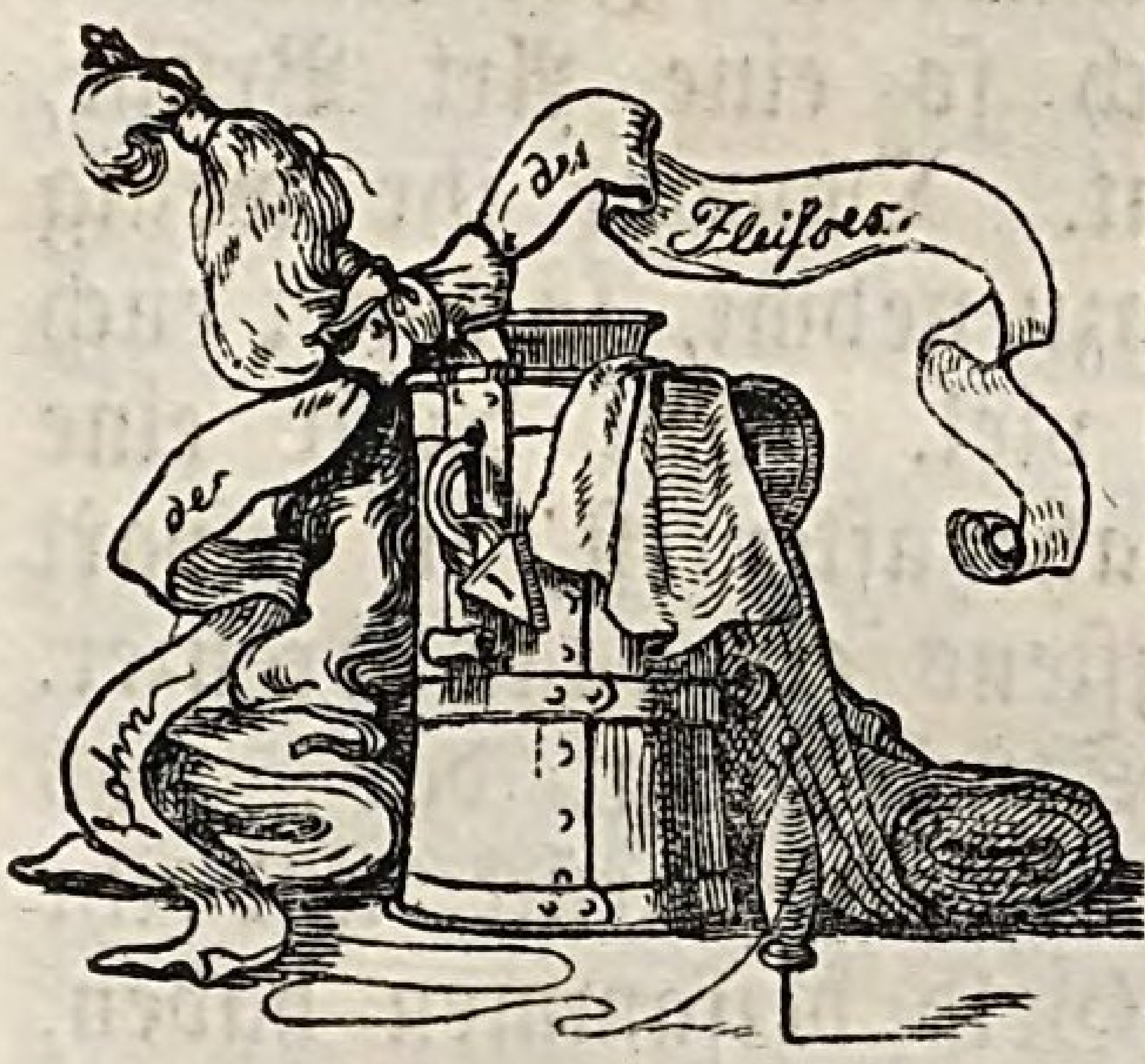
Beide verwundete Knaben kamen bei dem Wundarzte wieder zusammen. Unter dem Verbinden erzählten sie ihm, wie der Streit angegangen sei, und fragten ihn, welchen von ihnen beiden wohl der Kukuk ein Glücksvogel sein möge.

Der Wundarzt aber lachte und sprach: „O ihr Thoren! Keinem von euch beiden, sondern mir. Denn euch beide hat der Kukuk mit blutigen Köpfen nach Hause geschickt; mir aber schafft er Geld in die Tasche.“

Ein Streit wird immer Beide reuen
Sollt' er auch nicht einen Dritten freuen.

---

40. Die Kuh.



Verène, eine Wittwe, lebte mit ihren zwei Töchtern in ziemlich dürftigen Umständen. Was sie die Woche hindurch erwarben, das mußten sie die Woche hindurch wieder verzehren. Ueberdieß verloren sie eines Tages ihre einzige Kuh, und waren darüber höchst bestürzt. „Ach, sagten sie, wenn Gott uns doch wieder eine Kuh gäbe; denn uns ist es unmöglich, so viel Geld aufzutreiben, um eine Kuh zu kaufen.“

„Thut das Eurige getreu, sagte die Nachbarin; so wird Gott euch Hilfe senden.“

„Aber was sollen wir denn thun?“ fragte

Verene. Die Nachbarin sprach: „Ihr müßt für's erste durch Fleiß eure Einnahme vermehren. Ihr seid eurer drei: und versteht euch gut auf's Spinnen, Stricken und Nähen. Arbeitet täglich ein paar Stunden länger; es müßte doch schlecht sein, wenn nicht jede ein paar Kreuzer mehr verdiente, als bisher.

Für's zweite müßt ihr durch Sparsamkeit eure Ausgaben vermindern. Ihr trinkt da zum Frühstück täglich so eine Art Brühe, die ihr Kaffee nennt. Obwohl ihr wenig Kaffee und Zucker dazu nehmt, so kostet euch das Ding doch zu viel. Eßt dafür eine Suppe, die gewiß nahrhafter ist, so erspart jede von euch wenigstens ein paar Kreuzer. Befolgt diese zwei Stücke, legt das, was ihr so verdient und erspart, zurück, und ihr werdet bald so viel Geld beisammen haben, als eine schöne Kuh kostet."

Verene und ihre Töchter befolgten den guten Rath; und als das Jahr verflossen war, hatten sie noch einmal so viel Geld, als sie für die Kuh bezahlen mußten. Ja, was noch mehr ist, sie hatten dabei gelernt, ihre dürftigen Umstände durch Fleiß und Sparsamkeit zu verbessern, und wurden nun ziemlich wohlhabend. Die Nachbarin aber sagte:

„Seht ihr nun, daß ich Recht hatte? Es bleibt immer wahr:

Es mangelt nie an Gottes Segen,
Willst du nur selbst die Hände regen.«

---

41. Die Kuhschelle.

1.

Wendelin, ein Bauernknabe, hütete in dem Walde die Kühe. Alle waren mit Schellen versehen; die schönste Kuh aber hatte die schönste Schelle.

Da kam ein fremder Mann durch den Wald her und sagte: „Das ist eine prächtige Schelle! Was hat sie wohl gekostet?“

„Einen Thaler!“ sagte Wendelin. „Nicht mehr?“ rief der fremde Mann; „ich gebe dir sogleich zwei Thaler dafür.“

Wendelin gab dem Manne die Schelle, und schob die zwei Thaler mit Freuden in die Tasche.

Allein da die Kuh keine Schelle mehr hatte, hörte Wendelin in dem dichten Walde nicht mehr, wo sie war. Die Kuh entfernte sich von den übrigen Kühen, und der fremde Mann, der sich im Gebüsche versteckt hielt,

ergriff sie beim Horn, und führte sie heimlich davon.

Der arme Wendelin aber sah erst jetzt ein, daß der Schelm ihn betrogen habe.

Wer dir zu viel Gewinn verspricht,
Meint es nicht redlich; trau ihm nicht.

2.

Wendelin kam mit verweinten Augen nach Hause, und erzählte die Geschichte. „Ach, sagte er, das hätte ich nicht gedacht, daß der Dieb mir nur deßhalb die Schelle so gut bezahle, um die Kuh zu bekommen!“

Der Vater aber sprach: „Wie der Schelm dich betrogen hat, so will die Sündenlust uns alle betrügen. Sie bringt uns Anfangs einen kleinen Gewinn, aber am Ende großen Verlust. Läßt man ihr nur einen Finger, so bemächtigt sie sich bald der ganzen Hand. Merke dir daher den Spruch:

Der Sünde trau in keinem Theil,
Sie raubt dir sonst dein ganzes Heil.

3.

Die Mutter sprach: „Aber, lieber Wendelin, dachtest du denn nicht daran, wozu der alte Brauch diene, daß man der Kuh eine Schelle anhänge?“

„Ach," sagte Wendelin, „das Geld hatte mich ganz verblendet. Ich dachte nur: Da kann ich mit schönster Art einen Thaler gewinnen. Die Schelle ist nur eine unnöthige Zierde; die Kuh gibt davon nicht mehr Milch. Erst als die Kuh fort war, fiel mir's ein, wozu die Schelle diene."

„So geht es leichtsinnigen und leidenschaftlichen Menschen," sprach die Mutter. „Sie verwerfen manchen alten Gebrauch als unnütz und unnöthig; allein in der Folge werden sie mit Schaden klug, und sehen ein, daß solche Gebräuche ihren guten Grund hatten."

Wie gut die alten Bräuche waren,
Wird, wer sie aufgibt, bald erfahren.

---

42. Die Schafe.

Ein alter, verständiger und rechtschaffener Schäfer hatte mehrere Söhne und Töchter. Diese wollten einst auf den Jahrmarkt in die Stadt gehen, um dort zu tanzen. Der Vater aber sprach: „Das ist nichts für euch. Ich suchte euch bisher immer vor dem Verderbnisse der Sitten rein zu bewahren; allein dort könntet ihr leicht verdorben werden." Die Kinder sagten: „Ei, Andere gehen ja auch dahin!"

Der Vater sprach hierauf: „Es gingen schon Viele dahin, und büßten Gesundheit und Leben, Ehre und Unschuld ein. Wolltet ihr ihnen es deßhalb nachthun? Macht es doch nicht wie die Schafe. Ihr wißt, wenn eines in den Abgrund springt, springen die andern alle nach. Ihr nennt sie deßhalb dumme Thiere. Allein der Mensch, der sich in das Verderben stürzt, weil Andere es auch so machen, ist um nichts klüger.“

Stürzt sich ein Mensch in Sünd' und Schmach:
Seid klug und macht es ihm nicht nach.

---

43. Der Ziegenbock.



Frau von Hill wohnte in einem schönen Hause vor der Stadt. Eines Morgens sprach sie zu ihrer Magd: „Crescenz, ich gehe jetzt in die Kirche! Wenn du über die Straße gehst, um Wasser zu holen, oder in den Garten, um Bohnen

zu pflücken, schließ die Hausthüre zu. Ich habe dir das schon öfters befohlen, und erwarte, daß du mir doch endlich einmal gehorchen wirst. Es könnte sich sonst leicht Jemand in das Haus schleichen und Schaden anrichten."

Die Frau ging, Crescenz räumte die Zimmer auf, ging dann zum Brunnen, und ließ richtig wieder alle Thüren offen stehen. „Es ist die ganze Straße hinauf und hinab kein Mensch zu sehen," sagte sie, und lachte über die allzuängstliche Sorgfalt ihrer Frau. Allein während Crescenz mit einer Magd am Brunnen plauderte, lief ein Ziegenbock zur Hausthür hinein, sprang die Stiege hinauf, und kam in das Zimmer der Frau.

Dort hing in einem goldenen Rahmen ein großer Spiegel, der beinahe bis zum Boden des Zimmers herabreichte. Der Bock sah sich in dem Spiegel, meinte, es sei noch ein Bock da, stutzte, und drohte ihm mit den Hörnern. Der Bock im Spiegel machte es auch so. Da sprang der rechte Bock plötzlich auf den eingebildeten los, und stieß so gewaltig auf ihn zu, daß der Spiegel in tausend Stücke zerbrach.

Crescenz kam mit dem Wasserkübel auf dem Kopfe eben zur Hausthüre herein, und

hörte das Geklapper der Glasscherben, lief eilends in das Zimmer, sah das Unglück, schlug die Hände über dem Kopfe zusammen, und trieb den Bock mit vielen Streichen aus dem Hause. — Allein davon wurde der Spiegel nicht mehr ganz.

Als die Frau nach Hause kam, wurde die leichtsinnige Magd wegen ihres Ungehorsams fortgeschickt, und bekam zu einigem Ersatz des angerichteten Schadens keinen Lohn. In ihrem neuen Dienste durfte man es ihr nicht mehr befehlen, die Thüren zu schließen. Es traf nunmehr das Sprüchwort bei ihr zu:

Unachtsame Leute müssen
Oft den Leichtsinn theuer büssen.

44. Der Hirsch.

Hubert war noch ein unmündiger Knabe, als sein guter Vater, der Jäger zu Tannstein, tief im Walde von einem unbekannten Wildschützen erschossen wurde. Die Mutter erzog den vaterlosen Knaben, so gut sie konnte, und nach zwanzig Jahren, nachdem er ein trefflicher Forstmann geworden war, erhielt er den väterlichen Dienst.

Eines Tages jagte nun Hubert mit mehreren Jägern und Jagdfreunden in dem Walde. Er schoß nach einem großen Hirschen, fehlte, und in dem Gebüsche rief eine klägliche Stimme: „O Gott, ich bin getroffen!“ Hubert eilte hin und — sieh! ein alter Mann wand sich winselnd und röchelnd in seinem Blute. Die ganze Jagdgesellschaft versammelte sich um den Sterbenden. Hubert aber kniete neben ihn hin, umfing ihn, bat ihn laut jammernd um Vergebung, und betheuerte, daß er ihn nicht wahrgenommen habe.



Allein der Sterbende sagte: „Du hast mir nichts abzubitten. Was bisher kein Mensch wußte, will ich jetzt offenbaren. Ich bin jener Wildschütz, der deinen Vater erschossen hat. Gerade hier unter dieser alten Eiche tränkte sein Blut weit umher den Boden, und nun

mußtest du, der Sohn des Ermordeten, ohne Wissen und Willen, an eben der Stelle die Mordthat an mir rächen!"

„Gott ist gerecht!" seufzte er noch, indem er verschied. Ein Schauder drang allen Umstehenden durch Mark und Bein, und einer aus ihnen rief:

»Es trifft, o Gott, dein Strafgericht
Früh oder spät den Bösewicht.«

45. Der Wolf.

Hans hütete nicht weit von einem großen Walde die Schafe. Eines Tages schrie er, um sich einen Spaß zu machen, aus allen Kräften: „Der Wolf kommt! der Wolf kommt!"

Die Bauern kamen sogleich mit Aexten und Prügeln in Schaaren aus dem nahen Dorfe gelaufen, und wollten den Wolf todt schlagen. Da sie jedoch nichts von einem Wolfe sahen, gingen sie wieder heim, und Hans lachte sie heimlich aus.

Am andern Tag schrie Hans wieder: „Der Wolf! der Wolf!" Die Bauern kamen wieder heraus, wiewohl nicht mehr so zahlreich, als gestern. Da sie aber keine Spur

von einem Wolfe erblickten, schüttelten sie die Köpfe, und gingen voll Verdruß nach Hause.

Am dritten Tage kam der Wolf wirklich. Hans schrie ganz erbärmlich: „Zu Hilfe, zu Hilfe! Der Wolf! der Wolf!“ Allein dießmal kam ihm kein einziger Bauer zu Hilfe.

Der Wolf brach in die Heerde ein, erwürgte mehrere Schafe, und darunter das artigste Lämmchen, das dem Knaben selbst gehörte, und das er ungemein lieb hatte.

Wer einmal Lügen sich erlaubt,
Dem wird auch Wahrheit nicht geglaubt.

---

46. Der Affe.

Ein reicher Geizhals, der niemals einem Armen einen Heller Almosen gab, hatte einen Affen zu seiner Gesellschaft; hoffte jedoch, ihn viel theurer wieder zu verkaufen, als er ihn gekauft hatte.

Eines Tages war der hartherzige Mann ausgegangen. Da gerieth der Affe über die vollen Geldkisten, und warf ganze Pfoten voll Gold und Silber zum Fenster hinaus auf die Gasse.

Die Leute, die dieß sahen, liefen scharenweise herbei, rauften und schlugen sich um das Geld, und rafften zusammen, so viel sie nur bekommen konnten.

Da die Kisten schon fast leer waren, kam der Geizige die Gasse herauf, und sah mit Entsetzen, was vorging. „O das häßliche, das abscheuliche, das dumme Thier!“ schrie er, und drohte dem Affen schon von weitem mit geballter Faust.

Ein Nachbar aber sagte zu dem zornigen Manne: „Gib dich zufrieden. Es ist freilich dumm, das Geld zum Fenster hinaus zu werfen, wie dieser Affe; aber ist es denn viel vernünftiger, wenn man es bloß in Kisten einsperrt, und davon gar keinen Gebrauch macht?“

Ich lobe den, der Geld und Gut besitzt,
Wenn er's für sich und And're wohl benützt.

---

47. Der Löwe.

Ein armer Sklave, der seinem Herrn entlaufen war, wurde wieder eingefangen und zum Tode verurtheilt. Man brachte ihn auf einen großen freien Platz, der mit Mauern umgeben war, und ließ einen furcht-

baren Löwen auf ihn los. Mehrere tausend Menschen sahen zu.



Der Löwe stürzte grimmig auf den armen Menschen los — blieb aber plötzlich stehen, wedelte mit dem Schweife, sprang voll Freude um ihn herum, und leckte ihm dann freundlich die Hände. Die Leute aber verwunderten sich, und fragten den Sklaven, wie das komme.

Der Sklave erzählte: „Als ich meinem Herrn entlaufen war, verbarg ich mich in eine Höhle der Wüste. Da kam dieser Löwe winselnd zu mir herein, und zeigte mir seine Pratze, in der ein scharfer Dorn steckte. Ich zog ihm den Dorn heraus, und von der

Zeit an versah mich der Löwe mit Wildpret, und wir lebten in der Höhle friedlich zusammen. Bei der letzten Jagd wurden wir von einander getrennt, und beide gefangen — und nun freut sich das gute Thier, mich wieder zu finden."

Alles Volk war über die Dankbarkeit des guten Thieres entzückt, und rief laut: „Es lebe der wohlthätige Mensch! es lebe der dankbare Löwe!" Der Sklave wurde frei gelassen und reichlich beschenkt. Der Löwe aber begleitete ihn von nun an beständig, wie ein zahmes Hündchen, ohne Jemanden ein Leid zu thun.

Die Dankbarkeit kann wilde Thiere zähmen,
Laß dich, mein Kind, von ihnen nicht beschämen.

---

48. Der Ohrwurm.

Anselm hatte den Fehler, daß er gern horchte. Der Vater warnte ihn oft; allein es half nichts. Eines Abends kam ein Bürger aus der Stadt zu dem Vater in den Garten, und sagte, er habe Einiges in Geheim mit ihm zu reden. Der Vater ging mit ihm in das Gartenhaus, und machte die Thür zu.

Anselm schlich sogleich herbei, und hielt das Ohr an das kleine Astloch, das in der Thür war. Allein auf einmal ward ihm ganz wunderlich in seinem Ohre. Es war ihm, als krieche und krabbele etwas darin herum, und bald darauf empfand er so entsetzliche Schmerzen, daß er laut schreien mußte, und fast rasend wurde.

Der Vater kam mit dem Bürger erschrocken aus dem Gartenhause. Man ließ einen Arzt holen. Dieser spritzte dem Anselm in das Ohr. Endlich kroch ein Ohrwurm aus dem Ohre hervor, der sich in dem Astloche versteckt hatte, und dem Anselm in das Ohr gekrochen war.

„Bist du nun für dein Horchen bestraft?“ sagte der Vater. „Laß es dir künftig zur Warnung dienen! Manchem Horcher sind schon viel schlimmere Würmer, als ein Ohrwurm, in das Ohr, ja in Kopf und Herz gekrochen; ich meine Mißverständnisse, Haß und Feindschaft. Du mußt dir diesen Fehler abgewöhnen, wenn du einst ein braver Mann werden willst.“

Ein Mann von Ehre und Verstand
Schämt sich des Horchens an der Wand.

49. Das Brod.

Zur Zeit der Theuerung ließ ein reicher Mann die zwanzig ärmsten Kinder der Stadt in sein Haus kommen, und sagte zu ihnen: „In diesem Korbe da ist für jedes von euch ein Brod. Nehmt es, und kommt alle Tage zu dieser Stunde wieder, bis Gott bessere Zeiten schickt.

Die Kinder fielen über den Korb her, stritten und zankten um das Brod, weil jedes das schönste und größte haben wollte, und gingen endlich fort — ohne nur zu danken.

Nur Franziska, ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes Mädchen, blieb bescheiden in der Ferne stehen, nahm das kleinste Laibchen, das im Korbe blieb, küßte dem Manne dankbar die Hand, und ging dann stille und sittsam nach Hause.

Am andern Tage waren die Kinder eben so ungezogen, und die arme Franziska bekam dieses Mal ein Laibchen, das kaum halb so groß war, als die übrigen Brode. Als sie aber nach Hause kam, und ihre kranke Mutter das Brod anschnitt — da fielen eine Menge neuer Silberstücke heraus.

Die Mutter erschrak, und sagte: „Gib

das Geld den Augenblick wieder zurück; denn es ist gewiß aus Versehen in das Brod hinein gekommen."

Franziska trug es zurück. Allein der wohlthätige Mann sprach: „Nein, nein, es war kein Versehen. Ich habe das Geld in das kleinste Brod hinein backen lassen, um dich, du gutes Kind, zu belohnen. Bleibe immer so genügsam, friedfertig und nachgibig. Wer lieber mit dem kleinern Brode zufrieden ist, als um das größere zankt, dem bringt es reichlichern Segen, als wäre Geld in das Brod hinein gebacken."

Genügsam, friedlich, dankbar sein,
Bringt mehr, als Zank und Streiten ein.

---

50. Wasser und Brod.

Zur Zeit großer Theuerung kam Paul, ein armer Knabe, aus dem Gebirge herab in ein nahes Dorf, und flehte vor den Häusern vermöglicher Leute um Brod. Peter, der Knabe eines reichen Bauern, saß vor seiner Hausthüre, und hatte ein großes Stück Brod in der Hand. „Gib mir auch einen Bissen davon, sagte der arme Paul,

mich hungert gar so sehr.“ Allein Peter sagte hartherzig: „Geh weiter! ich habe für dich kein Brod.“

Ein Jahr etwa nachher kam Peter hinauf in das Gebirg, seine entlaufene Ziege zu suchen. Er irrte lange zwischen den Felsen umher. Die Sonne schien sehr heiß, und er verschmachtete beinahe vor Durst; allein nirgends fand er eine Quelle.

Endlich sah er im Schatten eines Baumes den armen Paul sitzen, der die Schafe hütete, und einen vollen Wasserkrug neben sich stehen hatte. „Gib mir doch zu trinken, sagte der reiche Peter; mich dürstet gar sehr.“ Allein Paul sagte: „Geh weiter! ich habe für dich kein Wasser.“

Da erinnerte sich Peter, daß er einst dem armen Paul einen Bissen Brod unbarmherzig abgeschlagen hatte. Die Thränen drangen ihm in die Augen, und er bat den Paul um Vergebung. Paul überwand sich, verzieh ihm, und reichte ihm den Krug. Peter aber sprach: „Gott wolle dir diesen Trunk Wasser hier und dort belohnen.“

Gerne geben, gern vergeben,
Heißt in Wahrheit christlich leben.

51. Die Milch.

Ferdinand, ein reicher Knabe aus der Stadt, spazierte an einem Frühlingstage auf einen benachbarten Bauernhof, ließ sich für sein Geld eine Schüssel Milch geben, setzte sich unter einem schattigen Baum in das Gras, brockte das Brod in die Milch, und aß nach Herzenslust.

Friedrich, ein armer Knabe aus dem nächsten Dorfe, der vor Hunger und Elend sehr mager und blaß aussah, stand nicht weit von ihm, sah traurig zu, und hätte gern auch etwas davon gehabt; allein er war zu bescheiden, darum zu bitten.

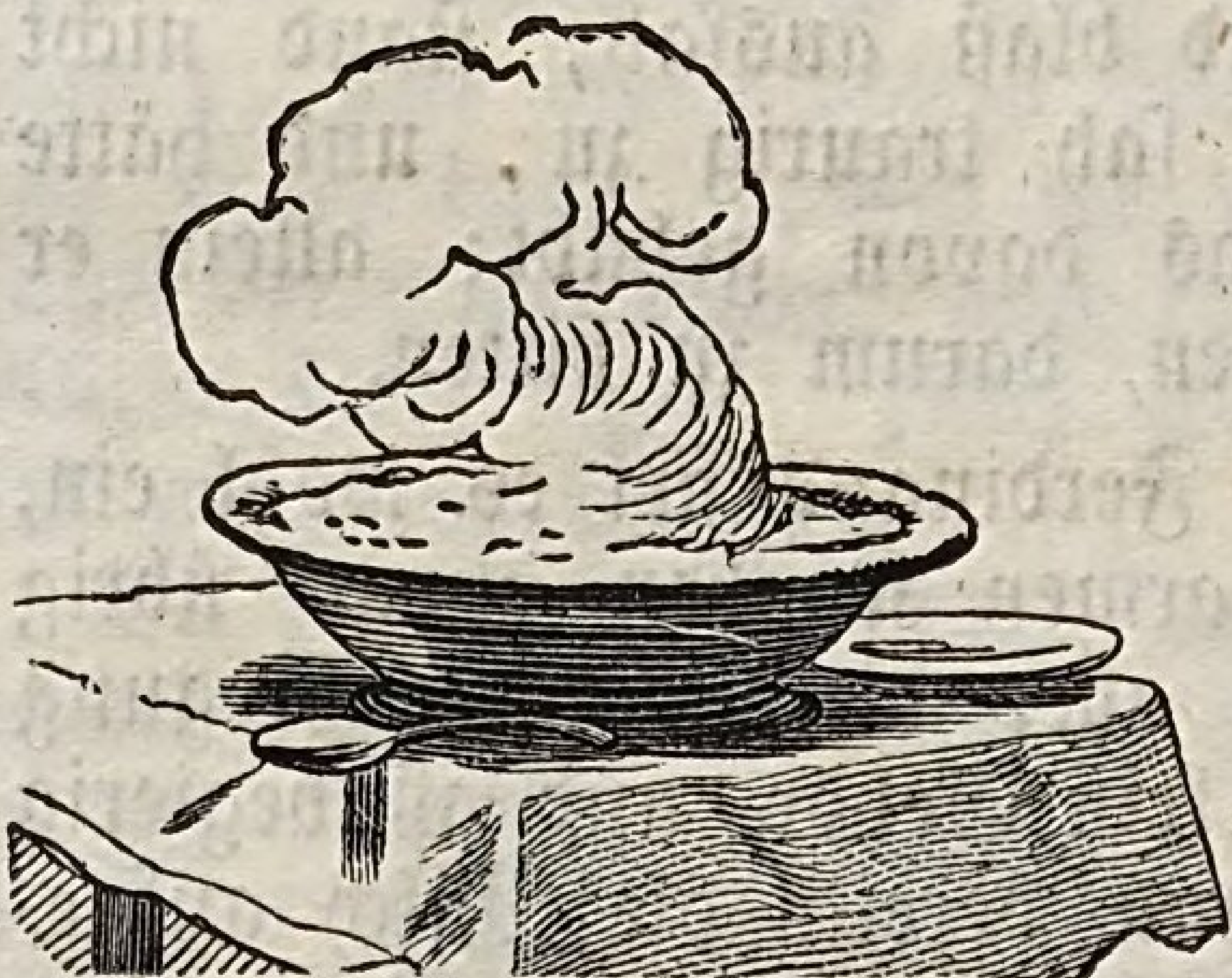
Dem reichen Ferdinand fiel es wohl ein, er solle dem armen Knaben etwas übrig lassen; er gab aber dieser guten Regung seines Herzens kein Gehör, und aß begierig fort. Als er nun bereits die Milch aufgezehrt hatte, erblickte er auf dem Boden der Schüssel einen Reim. Er las ihn mit Erröthen, ließ sogleich die Schüssel noch einmal füllen, und sich ein großes Stück Brod dazu geben. Dann rief er den armen Friedrich freundlich herbei, brockte ihm das Brod selbst ein, und sprach ihm liebreich zu, es sich wohl schmecken zu lassen.

„Den Spruch, sagte Ferdinand, der in der Schüssel steht, sollte man in alle Schüsseln vermöglicher Leute schreiben.“ Der Spruch aber lautet so:

Der du des Armen kannst vergessen,
Verdienest nicht, dich satt zu essen.

---

52. Die Suppe.



„Die Mittagssuppe ist doch gar zu wenig geschmalzen, ich kann sie nicht essen;“ sagte die kleine Gertrud, und legte den Löffel weg.

„Nun wohl, sagte die Mutter; ich will dir dafür eine bessere Abendsuppe vorsetzen.“

Die Mutter ging hierauf in den Krautgarten, grub Erdäpfel heraus, und Gertrude mußte, bis die Sonne unterging, die Erdäpfel auflesen und in Säcke sammeln.

Nachdem Beide nach Hause gekommen

waren, brachte die Mutter endlich die Abendsuppe. Gertrud kostete sie und sagte: „Das ist freilich eine andere Suppe; die schmeckt besser.“ Sie aß das ganze Schüsselchen voll aus.

Die Mutter aber lächelte und sprach: „Es ist eben die Suppe, die du heute Mittag stehen ließest. Jetzt schmeckt sie dir aber besser, weil du den Nachmittag hindurch fleißig gearbeitet hast.“

Wer seine Arbeit fleißig thut,
Dem schmecket jede Suppe gut.

---

53. Die köstlichsten Gewürze.

Ein Prinz wurde auf einem Spaziergange von einem Platzregen überfallen, und flüchtete sich in die nächste Bauernhütte.

Die Kinder saßen eben bei Tische, und vor ihnen stand eine große Schüssel voll Habermuß. Alle ließen sich's recht gut schmecken, und sahen dabei so frisch und roth aus, wie die Rosen.

„Aber wie ist es doch möglich, sagte der Prinz zur Mutter, daß man eine so rauhe Speise mit so sichtbarer Lust verzehren, und dabei so gesund und blühend aussehen kann?“

Die Mutter antwortete: „Das kommt von dreierlei Gewürzen her, die ich an die Speise thne. Erstens lasse ich die Kinder ihr Mittagessen durch Arbeit verdienen. Zweitens gebe ich ihnen außer der Tischzeit nichts zu essen, damit sie Hunger mit zu Tische bringen. Drittens gewöhne ich sie zur Genügsamkeit, indem ich sie mit Leckerbissen und Näschereien gar nicht bekannt mache."

Die köstlichsten Gewürze weit und breit,
Sind Arbeit, Hunger und Genügsamkeit.

---

54. Der Honigtopf.



Margarethens Mutter hatte einst in der Küche beide Hände voll Arbeit und rief: „Gretchen, hole mir geschwind eine Citrone; da ist der Schlüssel zum Speisegewölb!" Als Margarethe in das Speisegewölb

kam, schaute sie begierig umher, ob es nichts zu naschen gebe. Da erblickte sie oben auf einem Brette den Honigtopf. Sie streckte sich, so sehr sie konnte, um den Topf zu erreichen, und ihren ausgestreckten Zeigefinger in den Honig zu tauchen.

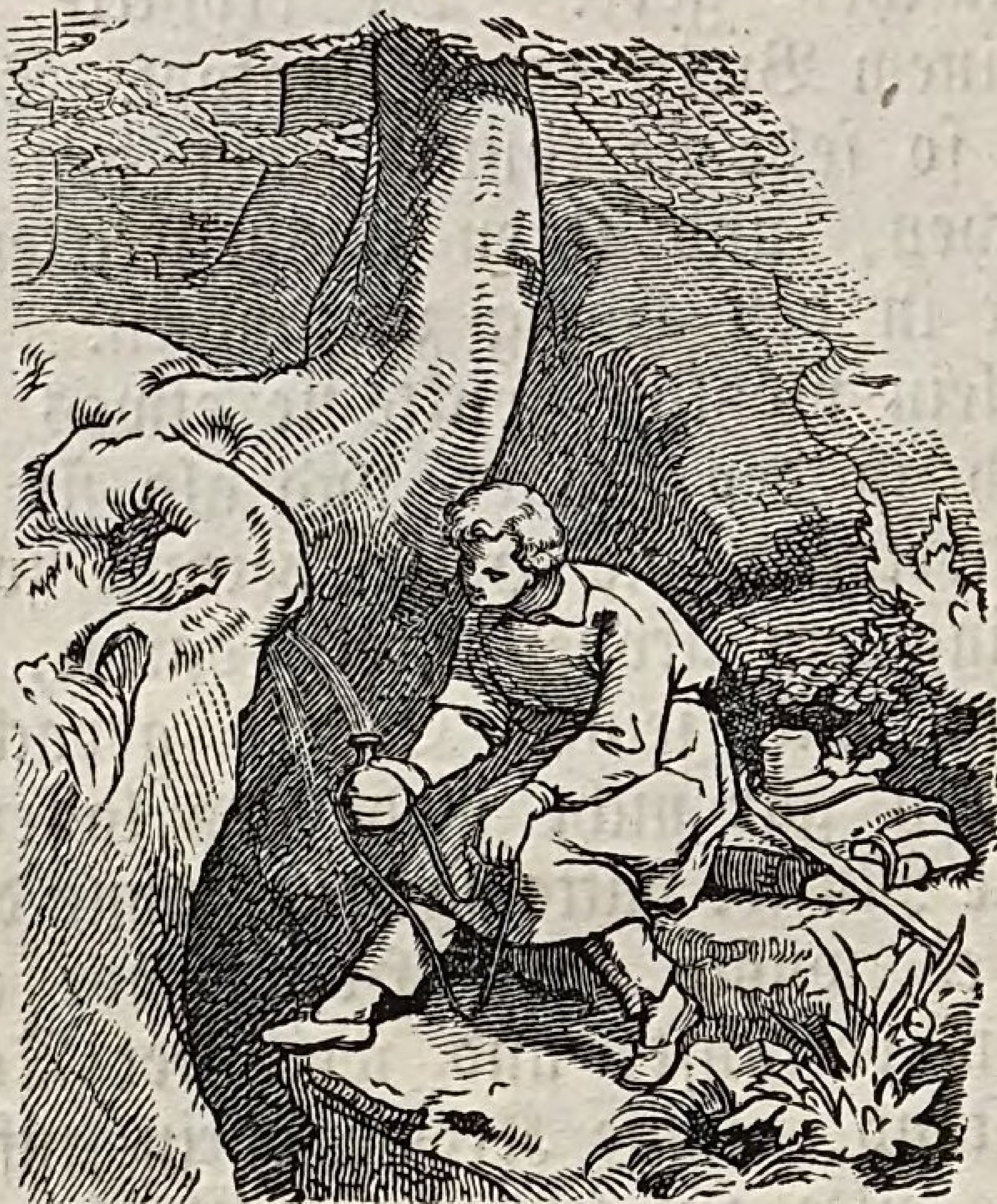
Allein plötzlich zwickte sie etwas ganz entsetzlich in den Finger, und als sie schreiend und weinend die Hand heraus zog, sieh! da hing ein großer Krebs daran, der den Finger mit seiner Schere gepackt hatte, und ihn gar nicht mehr los lassen wollte.

Die Mutter hatte nämlich, ohne daß Gretchen es wußte, den Honig vor ein paar Tagen verkauft, und weil der Topf eben leer stand, einige Krebse darin aufbewahrt.

Sie eilte auf Gretchens Geschrei in das Speisegewölb, machte den blutenden Finger des Kindes von der Krebsschere los, und sagte: „Laß diese kleine Strafe dich warnen: denn Naschhaftigkeit könnte noch betrübtere Folgen für dich haben. Schon Viele, die sich in ihrer Jugend das Naschen angewöhnt haben, verschwendeten ihr Geld, schadeten ihrer Gesundheit, und was noch viel schlimmer ist, ihrer Seele.“

Vor Näscherei nimm dich in Acht,
Sie hat schon Manchen Leid gebracht.

55. Die Perlen.



1.

Ein Wanderer verirrte sich in der Wüste eines fernen Welttheiles. Er fand zwei Tage lang nichts zu essen und zu trinken, und verschmachtete fast vor Hunger und Durst. Endlich erreichte er einen schattigen Baum und eine frische Quelle. An dem Baume waren aber keine Früchte; bei der Quelle lag jedoch ein kleines Säckchen. „Gottlob! sagte der Mann, indem er das Säckchen anfühlte, das sind vielleicht Erb=

sen, die mich vom Hungertode erretten.“ Er machte das Säckchen begierig auf, und — rief erschrocken: „Ach Gott! es sind nur Perlen.“

Das Stücklein Brod, das dich ernährt,
Ist mehr als Gold und Perlen werth.

2.

Der arme Mann hätte nun leicht neben den Perlen, die mehrere tausend Thaler werth waren, verhungern können. Allein er betete inbrünstig zu Gott — und plötzlich sah er einen Mohren auf einem Kameele in großer Eile auf sich zukommen. Der Mohr hatte die Perlen liegen lassen, und freute sich, sie wieder zu finden. Er erbarmte sich des halb verhungerten Menschen, gab ihm Brod und köstliche Früchte, und nahm ihn dann zu sich auf sein Kameel. „Sieh, sagte der Mohr, wie wunderbar Gott Alles fügt. Ich hielt es für ein Unglück, als ich die Perlen verlor; es war aber ein großes Glück für dich. Denn Gott hat es so gefügt, daß ich wieder hieher kommen und dir das Leben retten mußte.“

Vertraue auf den lieben Gott,
Er ist der Helfer in der Noth.

56. Die Edelsteine.

Ein Goldschmied mußte für eine vornehme Frau einen prächtigen Schmuck machen, zu dem sie ihm mehrere kostbare Edelsteine gab.

Robert, sein Lehrjunge, hatte an den hellen, funkelnden Steinen von allen Farben eine große Freude, und betrachtete sie sehr oft.

Mit einem Male bemerkte der Meister, daß ihm zwei der schönsten Steine fehlten. Er hatte den Lehrjungen im Verdachte, und suchte in dessen Schlafkammer nach. Da fand er die Edelsteine in einem Loche, das sich über einem alten Kasten in der Mauer befand.

Robert betheuerte zwar, er habe die Steine nicht genommen; allein der Meister züchtigte ihn sehr hart, sagte, daß er das Henken verdient habe, und jagte ihn fort.

Am andern Tage fehlte wieder ein Stein, und der Goldschmied fand ihn im nämlichen Loche. Nun gab er fleißig Acht, wer doch die Edelsteine dahin verstecke. Da kam eine Aelster, die der Lehrjunge aufgezogen und zahm gemacht hatte, auf den Arbeitstisch

geflogen, nahm einen Edelstein in den Schnabel, und trug ihn in das Mauerloch.

Der Goldschmied bedauerte es nun herzlich, daß er dem armen Knaben Unrecht gethan habe. Er nahm ihn wieder an, behandelte ihn von nun an sehr gütig, und hatte nie mehr so leicht auf Jemand einen Argwohn.

Wer den Argwohn nicht bezwingt,
Sich und andern Kummer bringt.

---

57. Die Kieselsteine.

Florian, ein junger Fuhrknecht, hatte sich durch Branntweintrinken eine gefährliche Krankheit zugezogen. Der Arzt sprach zu ihm: „Wenn du den Branntwein nicht ganz aufgibst, so mußt du sterben; denn er ist Gift für die Jugend.“

Der Kranke sagte: „Das kann ich nicht; ich bin ihn schon zu sehr gewohnt. Dieses Fläschlein hier muß ich täglich austrinken.“

Der Arzt sagte: „Je nun, so muß ich auf etwas Anderes denken!“ Am folgenden Tage brachte er ein buntes Schächtelchen voll Kieselsteinchen, und sprach: „Wirf alle Tage eines von diesen Steinchen in deine

Branntweinflasche; laß es aber allemal darin, so wird der Branntwein dir unschädlich sein.“

Der Kranke glaubte, die Steinchen hätten die Kraft, den Branntwein unschädlich zu machen, und that täglich eines in die Flasche. So trank er täglich, ohne es selbst zu merken, einige Tropfen weniger, und als die Flasche am Ende voll Steinchen war, hatte er sich das verderbliche Branntweintrinken abgewöhnt.

Wer, sich zu bessern, täglich etwas thut,
Der wird allmählig fehlerfrei und gut.

---

58. Der Sack voll Erde.

Ein reicher Mann brachte seine Nachbarin, eine arme Wittwe, um ihren einzigen Acker, um damit seinen Garten zu vergrößern. Als er am andern Tage auf dem Acker umherging, kam die arme Wittwe mit einem leeren Kornsacke, und sprach zu ihm mit weinenden Augen: „Ich bitte Euch, laßt mich von meinem väterlichen Erbtheile nur so viel Erde nehmen, als in diesen Sack hinein geht.“ Der Reiche sagte: „Diese thörichte Bitte kann ich euch wohl gewähren.“

Die Wittwe füllte den Sack mit Erde und sprach dann: „Nun habe ich aber noch eine Bitte. Seid so gut, und helft mir, den Sack auf die Schulter nehmen!“

Der Reiche hatte keine Lust dazu, und schlug es ihr unwillig ab. Allein die Wittwe ließ mit Bitten nicht nach, bis er endlich einwilligte. Als er aber den Sack aufheben wollte, rief er: „Es ist unmöglich; er ist mir zu schwer.“

Jetzt sprach die Wittwe mit großem Nachdrucke: „Da euch dieser Sack voll Erde schon zu schwer ist, wie wird erst der ganze Acker, den tausend solche Säcke nicht fassen könnten, euch in der Ewigkeit drücken!“

Der Mann erschrak über diese Rede, und gab ihr den Acker wieder zurück.

Scheu unrecht Gut als eine Bürde,
Die ewig dich beschweren würde.

---

59. Der Thaler.

Fridolin, ein frommer Bauersmann, sagte öfters: „Wer Gott recht von Herzen liebt, dem wird es leicht, das Gute zu thun und das Böse zu meiden.“

Er hatte aber einen Knecht, der sehr jähzornig war, und dann in die rohesten Worte ausbrach. Fridolin ermahnte ihn öfters, er solle aus Liebe zu Gott den Zorn überwinden. Allein der Knecht sagte: „Das ist mir nicht möglich; Menschen und Thiere machen mir zu viel Verdruß.“

Eines Morgens sprach Fridolin zu ihm: „Matthias, sieh da einen schönen neuen Thaler! Diesen will ich dir schenken, wenn du den Tag hindurch geduldig bleibst, und kein zorniges Wort aus deinem Munde hören läßt.“ Dem Knechte gefiel dieser Antrag, und er nahm ihn mit Freuden an.

Die übrigen Dienstboten aber redeten es heimlich mit einander ab, ihn um den Thaler zu bringen. Alles, was sie den ganzen Tag thaten und sagten, zielte nur darauf hin, ihn zornig zu machen. Allein der Knecht hielt sich so tapfer, daß ihm nicht ein einziges zorniges Wörtlein entwischte.

Am Abende gab Fridolin ihm den Thaler, sagte aber dabei: „Schäme dich, daß du einem elenden Stücke Geld zu Lieb deinen Zorn so gut überwinden kannst, aber aus Liebe zu Gott es nicht thun magst.“

Der Knecht besserte sich, und wurde ein sehr sanfmüthiger Mensch.

Wenn Gottes Liebe wird dein Herz durchdringen,
So wirst du auch das Schwerste leicht vollbringen.

---

60. Das wohlangewendete Geld.

Ein fleißiger Tischler, der sehr viel Geld verdiente, begnügte sich mit sehr einfacher Kost, kleidete sich und die Seinigen nur schlecht und recht, und vermied sorgfältig alle überflüssigen Ausgaben.

„Aber wo thut ihr doch euer übriges Geld hin, Meister Schreiner?“ sagte einmal sein Nachbar, ein Dreher. Der Schreiner sprach: „Ich zahle mit dem Gelde theils Schulden ab, theils leihe ich es auf Zinsen aus.“ „Ei, rief der Dreher, ihr scherzt! Ihr habt weder Schulden zu bezahlen, noch irgendwo ein Capital auf Zinsen ausliegen.“

„Es ist doch so, sprach der Schreiner; laßt euch die Sache nur erklären. Seht, all' das Geld, das meine guten Eltern seit der Stunde, in der ich das Tageslicht erblickte, auf mich verwendet haben, sehe ich als eine Schuld an, die ich zurückbezahlen muß; das Geld aber, das ich auf meine

Kinder verwende, um ihnen etwas Rechtes lernen zu lassen, sehe ich als ein Capital an, das sie mir dereinst, wenn ich alt bin, sammt den Zinsen, zurück bezahlen werden.“

„Wie meine Eltern nichts sparten, mich gut zu erziehen, so mache ich es auch mit meinen Kindern; und wie ich es für meine kindliche Schuldigkeit ansehe, die Wohlthaten meiner Eltern zu vergelten, so hoffe ich, werden auch meine Kinder diese ihre nämliche Schuld an mich so sicher abtragen, als hätten sie mir Brief und Siegel darauf ausgestellt.“

Wie viel thun gute Eltern für der Kinder Glück
Ihr Kinder zahlt es ihnen treulich einst zurück!

---

61. Der Geldbeutel.

Norbert, ein armer Köhlerknabe, saß unter einem Baume im Walde, und jammerte, weinte und betete laut. Ein vornehmer Herr in einem grünen Kleide und mit einem Stern an der Brust jagte eben im Walde, trat zu ihm und sprach: „Kleiner, warum weinst du?“

„Ach, sagte Norbert, meine Mutter war lange krank, und da hat mich mein Vater

in die Stadt geschickt, den Apotheker zu bezahlen, und ich habe das Geld sammt dem Beutelein unterwegs verloren.“



Der Herr redete heimlich mit dem Jäger, der ihn begleitete, zog dann einen kleinen Beutel von rother Seide heraus, in dem einige neue Goldstücke waren, und sprach: „Ist dieses vielleicht dein Geldbeutelchen?“ „O nein, sagte Norbert, das meinige war nur ganz gering, auch war kein so schönes Geld darin.“

„So wird es wohl dieses sein?“ sagte der Jäger, und zog ein unansehnliches ledernes Beutelein aus der Tasche. „Ach ja,

rief Norbert voll Freude, dieses ist es!“ Der Jäger gab es ihm. Der vornehme Herr aber sprach: „Weil du so herzlich gebetet hast und so ehrlich bist, so schenk ich dir diesen Beutel mit Gold noch dazu.“

Gebet erlöst aus Aengsten;
Und — ehrlich währt am längsten.

---

62. Der Diamantring.

Der Kaufmann William reiste über das Meer in einen fernen Welttheil, gelangte dort durch Fleiß und Geschicklichkeit zu einem großen Vermögen, und kehrte nach vielen Jahren in sein Vaterland zurück.

Als das Schiff anlandete, hörte er, seine Verwandten seien eben bei einer fröhlichen Abendmahlzeit auf einem nahen Landhause versammelt. Er eilte sogleich dahin, und nahm sich in der Freude seines Herzens nicht einmal Zeit, anstatt seines grauen Rockes, der von der Seereise ziemlich abgetragen war, ein besseres Kleid anzuziehen.

Allein, da er in den hell erleuchteten Saal trat, zeigten seine Herren Vettern und Frauen Basen wenig Freude, ihn wieder zu sehen;

denn wegen seines dürftigen Anzuges meinten sie, er sei arm zurück gekommen.

Ein junger Mohr, den er mitgebracht hatte, ward über die Anverwandten sehr aufgebracht, und sagte: „Das sind schlechte Menschen, die ihren Freund nach so langer Zeit nicht einmal freundlich grüßen.“

„Warte nur, sagte der Kaufmann leise zu ihm, sie werden bald andere Gesichter machen.“ Er steckte einen Ring, den er bei sich trug, an den Finger — und sieh! da erheiterten sich schnell alle Gesichter, und jeder drängte sich zu dem lieben Herrn Vetter William. Der Eine drückte ihm die Hand, der Andere nmarmte ihn; Alle stritten sich um die Ehre, wer ihn in sein Haus aufnehmen und ihn bewirthen dürfe.

„Hat der Ring die Kraft, die Leute zu bezaubern?“ fragte der erstaunte Schwarze. „O nein, sagte William; an dem funkelnden Diamantringe, der seine tausend Thaler werth ist, sehen sie bloß, daß ich reich bin, und der Reichthum geht ihnen über Alles.“

„O ihr verblendeten Menschen! rief jetzt der Mohr, so hat euch denn nicht der Ring, sondern der Geiz bezaubert. Kann man denn auch gelbes Erz und durchsichtige Kie-

sel höher schätzen, als einen so edlen Mann, wie mein Herr ist?"

Wahrlich:

Bei Narren nur kann Gold und Edelstein
Beliebter als die Tugend sein.

---

63. Die goldene Dose.



Ein Oberster zeigte den Offizieren, die bei ihm speisten, bei Tische eine neue, sehr schöne goldene Dose. Nach einer Weile wollte er eine Prise Tabak nehmen, suchte in allen Taschen, und sagte bestürzt: „Wo ist meine Dose? Sehen Sie doch einmal nach, meine Herren, ob nicht etwa einer sie in Gedanken eingesteckt habe."

Alle standen sogleich auf, und wendeten die Taschen um, ohne daß die Dose zum Vorschein kam. Nur der Fähnrich blieb in sichtbarer Verlegenheit sitzen, und sagte: „Ich wende meine Taschen nicht um; mein Ehrenwort, daß ich die Dose nicht habe, sei genug.“ Die Offiziere gingen kopfschüttelnd aus einander, und jeder hielt ihn für den Dieb.

Am andern Morgen ließ ihn der Oberst rufen, und sprach: „Die Dose hat sich wieder gefunden. Es war in meiner Tasche eine Naht aufgegangen, und da fiel sie zwischen dem Futter hinab. Nun sagen Sie mir aber, warum Sie Ihre Tasche nicht zeigen wollten, was doch alle übrigen Herren Offiziere gethan haben?“

Der Fähnrich sprach: „Ihnen allein, Herr Oberst, will ich es gern bekennen. Meine Eltern sind arm. Ich gebe ihnen daher meinen halben Sold, und esse Mittags nichts Warmes. Als ich bei Ihnen eingeladen wurde, hatte ich mein Mittagessen bereits in der Tasche — und da hätte ich mich ja schämen müssen, wenn beim Umwenden der Tasche ein Stück schwarzes Brod und eine Wurst herausgefallen wäre.“

Der Oberst sagte gerührt: „Sie sind ein sehr guter Sohn! Damit Sie Ihre Eltern desto leichter unterstützen können, sollen Sie nun täglich bei mir speisen.“ Er lud alle Offiziere zu einem festlichen Gastmahle ein, bezeugte vor ihnen allen die Unschuld des Fähnrichs, und überreichte ihm zum Beweise seiner Hochachtung, die goldene Dose als ein Geschenk.

Wer seine Eltern liebt und ehrt,
Ist Gott und Menschen lieb und werth.

---

64. Die silberne Taschenuhr.

Albert, ein armer Student, blieb einst in einer Mühle über Nacht. Eine Bank in der untern Stube diente ihm zum Bette. Um Mitternacht wachte er auf, und hörte neben sich an der Wand etwas picken. Er schaute hin, und erblickte beim Mondschein eine silberne Sackuhr.

Es kam ihn eine große Lust an, die Uhr zu nehmen, und damit durch das Fenster zu entfliehen. Das Gewissen sagte ihm zwar: Du sollst nicht stehlen. Allein die Begierde nach der schönen Uhr wurde immer stärker.

Da sprang er mit einem Male auf, und stieg eilends zum Fenster hinaus, um der Versuchung zu entrinnen.

Als er einige hundert Schritte weit gelaufen war, reute es ihn, daß er die Uhr nicht genommen habe, und er wollte schon wieder umkehren. Allein sein Gewissen warnte ihn noch einmal, und er gab dieser Warnung Gehör, und wanderte seinen Weg weiter.

Der Mond ging unter, und es wurde sehr finster. Albert verirrte sich in einen Sumpf, erreichte aber doch endlich eine Anhöhe. Dort legte er sich sehr ermüdet nieder, und schlief fest ein. Mit Anbruch des Tages wurde er von einem gräßlichen Geschrei geweckt, und als er die Augen aufschlug, da überfiel ihn Schrecken und Entsetzen.

Er lag unter dem Galgen, und über seinem Kopfe hing ein Dieb, um den sich eine ganze Schaar Raben versammelt hatten. Da war es ihm nicht anders, als sagte in seinem Innern eine Stimme: Sieh, so wäre es am Ende dir gegangen, wenn du das Stehlen angefangen hättest. Er kniete nieder, und gelobte Gott heilig an, künftig

jeder Versuchung sogleich und ernstlich zu widerstehen.

Je stärker die Versuchung droht,
Je fester halte dich an Gott.

---

65. Das Uhrbändchen.



Die Schülerinen einer Strickschule beschlossen, einen Theil ihrer vorräthigen Arbeiten zum Besten der Armen verkaufen zu lassen. Eine Handelsfrau in der Stadt, die einen großen Kaufladen hatte, übernahm aus Menschenfreundlichkeit dieses Geschäft.

Adelgunde, eine sehr eitle Schülerin, die sich für eine Meisterin im Perlenstricken hielt, dachte: Nun kann ich es sicher und gewiß inne werden, wie hoch man meine Kunst schätzt. Meine Mitschülerinen beneiden mich nur; selbst die Lehrerin ist mir nicht sehr geneigt. Allein die Handelsfrau weiß nicht,

von wem die Arbeiten sind, und sagt mir also gewiß die Wahrheit.

Sie ging in dem Laden hin, zeigte auf ein ganz hübsches Uhrbändchen, das eine Mitschülerin gestrickt hatte, und fragte, was es koste. „Dieses kann ich nicht anders lassen, sagte die Frau, als für 36 Kreuzer.“

„Und was kostet das hier?“ fragte Adelgunde weiter, und zeigte auf ein noch schöneres von einer andern Mitschülerin. „Das kostet 48 Kreuzer,“ sagte die Frau.

„Wie hoch kommt aber dieses zu stehen?“ fragte Adelgunde wieder, und zeigte auf eines, das sie selbst gestrickt hatte, und das sie für das allerschönste hielt. „Ach, das da! sagte die Frau; wenn sie die andern zwei nehmen, so schenke ich Ihnen das in den Kauf.“

Adelgunde konnte ihre Beschämung nicht verbergen; sie wurde glühend roth. Die Frau aber sagte: „Ich merke nun wohl, daß Sie selbst dieses Bändchen gemacht haben. Ich bedauere sehr, daß es nicht besser gerathen ist. Indessen kamen Sie doch nur hieher, die Wahrheit inne zu werden, und die habe ich Ihnen aufrichtig gesagt.“

Ein eitles Herz läßt sich
Von Schmeichelei bethören;
Bescheid'ner Sinn will nichts
Als laut're Wahrheit hören.

66. Der Spiegel.



Mathilde war sehr jähzornig. Die Mutter stellte ihr oft nachdrücklich vor, wie sündlich, abscheulich und verderblich der Zorn sei, und ermahnte sie zur Sanftmuth.

Einmal saß sie an ihrem Nähtischlein, auf dem ein zierliches Geschirr voll Blumen stand. Ihr kleines Brüderchen stieß von ungefähr das Geschirr herab, daß es in mehrere Stücke zerbrach. Mathilde kam vor Zorn fast außer sich. Ihre Augen funkelten, die Stirnadern liefen ihr auf, und ihr ganzes Gesicht war entstellt.

Da hielt ihr die Mutter geschwind einen Spiegel vor das Gesicht. Mathilde erschrak über ihre eigene Gestalt. Der Zorn verging ihr, und sie fing an zu weinen.

„Siehst du nun, sprach die Mutter, was es Gräßliches um den Zorn ist? Wenn du

ihn zur Gewohnheit werden läßt, so bleiben dir nach und nach diese häßlichen Mienen, und alle Anmuth verschwindet aus deinem Angesicht."

Mathilde nahm sich dieses zu Herzen, und gab sich alle Mühe, ihren Zorn zu überwinden. Sie wurde sehr sanftmüthig, und die Sanftmuth verschönerte ihr Angesicht.

Die Mutter sagte aber noch öfters: „Wie es mit dem Zorn und der Sanftmuth ist, so ist es mit allen Lastern und Tugenden."

Das Antlitz ist der Seele Bild,
Das Laster macht es roh und wild,
Die Tugend lieblich, hold und mild.

---

67. Der Mantel.

Einige Soldaten kamen zur Zeit des Krieges in ein Dorf, und verlangten einen Wegweiser. Ein armer Taglöhner sollte mit ihnen gehen. Es war sehr kalt, und schneiete und wehete entsetzlich. Er bat die Bauern flehentlich, ihm einen Mantel zu leihen. Allein sie gaben ihm kein Gehör. Nur ein fremder alter Mann, der durch den Krieg aus seiner Heimath vertrieben worden war, und in dem Dorfe sich kümmerlich als

Schmiedsknecht nährte, erbarmte sich des Tagwerkers, und gab ihm seinen alten Mantel.

Die Soldaten zogen fort, und sieh! am späten Abend kam ein junger, schöner Officier in prächtiger Uniform und mit einem Ordenskreuze an der Brust in das Dorf geritten, und ließ sich zu dem alten Manne führen, der dem Wegweiser den Mantel geliehen hatte. Der gutherzige Greis that, als er den Officier erblickte, einen lauten Schrei: „O Gott! das ist ja mein Sohn Rudolf!" rief er, eilte auf ihn zu, und umfaßte ihn mit beiden Armen.

Rudolf hatte vor mehrern Jahren Soldat werden müssen, und war wegen seiner vorzüglichen Geistesgaben, wegen seiner Rechtschaffenheit und Tapferkeit Officier geworden. Er hörte nichts mehr von seinem Vater, der vormals in einem angesehenen Marktflecken Schmiedmeister gewesen war. Allein der Sohn hatte den alten Mantel erkannt, und aus der Erzählung des Wegweisers sich überzeugt, daß sein Vater nunmehr in diesem Dorfe sich aufhalte.

Vater und Sohn weinten vor Freuden, und alle Leute, die umher standen, weinten mit. Rudolf blieb die ganze Nacht hin-

durch bei seinem Vater, unterredete sich mit ihm bis an den frühen Morgen, gab ihm, bevor er weiter ritt, viel Geld, und versprach ihm, ferner für ihn zu sorgen.

Die Leute aber sagten: „Weil der alte Mann so barmherzig war, so hat sich Gott auch über ihn erbarmt, und ihn seinen Sohn wieder finden lassen, der ihn aus aller Noth errettet."

Wer sich erbarmet fremder Noth,
Den segnet auch der liebe Gott.

---

68. Die Schuhe.

Der arme Meinrad hütete die Ziegen. Sein Lohn war aber so gering, daß er sich nicht einmal Schuhe anschaffen konnte. Es fror ihn sehr an den Füßen; denn es war bereits spät im Herbste, und das Wetter sehr naß und kalt.

Da kam ein Mann aus dem Gebüsche, der wegen Diebstahls schon ein Paar Male in das Zuchthaus gesperrt worden war, und sagte: „Mein Handwerk ist ziemlich einträglich. Geh zu mir in den Dienst, so laß ich dir neue Schuhe machen. Dann darfst

du dich nicht mehr so quälen, und nicht mehr im Kothe barfuß gehen."

Allein der Knabe antwortete: „Nein! Ich will lieber barfuß gehen und ehrlich bleiben, als mir durch Unrecht das reichlichste Auskommen erwerben. Denn es ist doch besser, sich die Füße mit Koth beschmutzen, als mit den Händen Böses thun; und die Seele mit schlechten Thaten beflecken."

Arm, doch ehrlich und gerecht,
Das ist mehr, als reich — und schlecht.

---

69. Der Schuhnagel.

Der fleißige Nagelschmied Ohnerast saß den ganzen Tag in seiner Werkstätte, und hämmerte darauf los, daß die Funken umher sprühten.

Der Sohn seines reichen Nachbarn, des Herrn von Berg, kam täglich herüber, und sah ihm oft Stunden lang zu.

„Lernen Sie zum Zeitvertreibe auch einen Nagel machen, junger Herr, sagte einst der Nagelschmied; denn wer weiß, wozu dieß einmal gut ist!"

Der müßige junge Herr ließ sich das gefallen. Er setzte sich lachend an den Am-

boß, und erwarb sich bald die Geschicklichkeit, daß er einen guten, brauchbaren Schuhnagel zu Stande bringen konnte.



Der alte Herr von Berg starb; der Sohn aber verlor durch den Krieg seine Güter, und kam als ein armer Auswanderer in ein weit entferntes Dorf. In diesem Dorfe lebten mehrere Schuhmacher, die vieles Geld

für Schuhnägel in die Stadt trugen, und sie oft für ihr theures Geld nicht zu bekommen wußten. Denn in der ganzen Gegend wurden viele tausend Schuhe für die Soldaten gefertigt.

Der junge Herr von Berg, dem es sehr elend ging, besann sich nun, daß er die Kunst, Schuhnägel zu machen, recht gut verstehe. Er erbot sich, den Schuhmachern Nägel in Menge zu liefern, wenn sie ihm behilflich sein wollten, eine Werkstätte zu errichten. Sie halfen ihm dazu, und nun ernährte er sich sehr reichlich.

„Es ist doch gut, sagte er oft, wenn man auch nur einen Schuhnagel machen kann. Das thut mir jetzt mehr Dienste, als mein Landgut, das mir nicht für hundert tausend Gulden feil gewesen wäre.“

Ein Handwerk, welches man recht kann,
Ernähret sicher seinen Mann.

---

70. Das Hufeisen.

Ein Bauersmann ging mit seinem Sohne Thomas über Feld. „Sieh, sprach der Vater unterwegs, da liegt ein Stück von einem

Hufeisen auf der Straße! Heb es auf und steck es ein.“

„Ei, sagte Thomas, das ist ja nicht der Mühe werth, daß man sich darum bücke!



Der Vater hob das Eisen stillschweigend auf, und schob es in die Tasche. Im nächsten Dorfe verkaufte er es dem Schmiede für einige Pfenninge, und kaufte für das Geld Kirschen.

Beide gingen weiter. Die Sonne schien sehr heiß; weit und breit war kein Haus, kein Baum und keine Quelle zu sehen, und Thomas verschmachtete beinahe vor Durst.

Da ließ der Vater, wie von ungefähr, eine Kirsche fallen. Thomas hob sie so begierig auf, als wäre sie Gold, und fuhr damit sogleich dem Munde zu. Nach einiger Zeit ließ der Vater wieder eine Kirsche fallen; Thomas bückte sich eben so schnell darnach. So ließ der Vater ihn nach und nach alle Kirschen aufheben, und als Thomas die letzte verzehrt hatte, wandte der Vater sich lächelnd um, und sprach: „Sieh, wenn du dich um das Hufeisen ein einziges Mal hättest bücken mögen, so hättest du dich um die Kirschen nicht so viele Male bücken müssen. Erkenne daraus, wie gut und wahr das alte Sprichwort sei:

Wer kleine Ding' nicht achten mag,
Hat oft um kleinre Müh und Plag."

---

71. Der Hufnagel.

Ein Landmann sattelte sein Pferd, um in die Stadt zu reiten. Er bemerkte zwar, daß an einem Hufe ein Nagel fehle. Allein er sagte: „Auf einen Nagel kommt's nicht an;" und ritt fort.

Er hatte noch nicht den halben Weg zurück gelegt, so verlor das Pferd das Huf-

eisen. „Wenn eine Schmiede in der Nähe wäre, sprach er, ließ ich das Pferd beschlagen; indeß werden es drei Eisen auch thun.“

Allein das Pferd beschädigte nun auf dem steinigen Boden den Huf, und fing an zu hinken. Bald darauf sprangen zwei Räuber aus dem Walde hervor, den Reisenden auszuplündern. Auf dem hinkenden Pferde konnte er nicht entfliehen, und sie nahmen ihm das Pferd sammt Zaum, Sattel und Felleisen.

„Das hätte ich nicht gedacht, sagte er, daß ich wegen eines einzigen Hufnagels das Pferd verlieren würde.“

Langsam und betrübt begab er sich zu Fuß wieder nach Hause, und schärfte von nun an seinen Kindern sehr oft das Sprüchwort ein:

»Nachlässigkeit in kleinen Dingen,
Wird dich in großen Schaden bringen.«

---

72. Die sieben Stäbe.

Ein Vater hatte sieben Söhne, die öfters mit einander uneins wurden. Ueber dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit.

Ja, einige böse Menschen hatten im Sinne, sich diese Uneinigkeit zu Nutzen zu machen, um die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr Erbtheil zu bringen.

Da ließ der ehrwürdige Greis eines Tages alle sieben Söhne zusammen kommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammen gebunden waren, und sagte: „Demjenigen von euch, welcher diesen Bündel Stäbe entzwei bricht, zahle ich hundert große Thaler baar."

Einer nach dem Andern strengte alle seine Kräfte an, und jeder sagte nach langem vergeblichen Bemühen: „Es ist gar nicht möglich."

„Und doch, sagte der Vater, ist nichts leichter." Er löste den Bündel auf, und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei, riefen die Söhne, so ist es freilich leicht, so könnte es ein kleiner Knabe!"

Der Vater aber sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne. So lange ihr fest zusammen haltet, werdet ihr bestehen, und Niemand wird euch überwältigen können. Wird aber das Band der Eintracht, das euch verbinden soll, aufgelöst, so geht es euch, wie den Stäben,

die hier zerbrochen auf dem Boden umher liegen."

Das Haus, die Stadt, das ganze Land
Bestehet durch der Eintracht Band.

---

73. Der Splitter.



Ein ehrlicher Amtsbote, der eine große Summe Geldes bei sich trug, wurde an einem rauhen Winterabende angegriffen, ausgeraubt und erschlagen. Man fand die Leiche im Schnee liegen, der weit umher

vom Blute roth gefärbt war. Der Amtmann nahm noch in der Nacht bei angezündeten Fackeln die blutige Stätte in Augenschein. Da sah er einen Splitter aus einem Knotenstocke liegen, und steckte ihn heimlich zu sich.

Als er am andern Morgen in die Amtsstube ging, bemerkte er mit Ensetzen, daß an des Amtsdieners Knotenstocke, der neben der Thür lehnte, ein solcher Splitter fehle; und wirklich paßte der gefundene Splitter genau in die Lücke hinein. Der Amtmann gab nun sogleich Befehl, den Amtsdiener als den Mörder zu ergreifen, und in Ketten zu legen.

Der Bösewicht leugnete Anfangs trotzig die That; allein das kleine stumme Stücklein Holz zeugte zu laut gegen ihn. Er erblaßte, und bekannte: Er habe gewußt, daß der Bote dem Amte eine ansehnliche Summe Geldes überbringen werde, und da habe ihn die Geldgier verleitet, den guten Mann, der ihm nie ein Leid gethan, zu ermorden.

Den Pack mit dem Gelde hatte der Mörder uneröffnet unter einem Holzstosse verborgen, und so das Geld, wegen dessen er den Mord beging, nicht einmal gesehen. Er wurde unter einem großen Zulauf des

Volkes durch das Schwert hingerichtet. Jedermann wunderte sich, daß ein so kleiner Umstand das geheime Verbrechen an den Tag gebracht habe.

Viel Böses kommt schon hier an's Licht;
Doch Alles dort beim Weltgericht.

---

74. Der Strick.

Zwei Bettelknaben, Veit und Klaus, fanden auf der Landstraße einen alten Strick, und stritten und zankten sich darum, daß Berg und Thal widerhallten. Veit hielt den Strick an dem einen Ende, Klaus zog an dem andern Ende, und Einer suchte ihn dem Andern mit Gewalt aus den Händen zu reißen. Auf einmal riß der Strick entzwei, und beide Knaben fielen jämmerlich in den Koth.

Ein Mann, der dazu gekommen war, sagte: „So geht's den Streitsüchtigen! Ueber ein kleines schlechtes Ding fangen sie großen Lärm und Zank an, und was haben am Ende beide Theile gewonnen? Nichts, als daß sie sich mit Spott und Schande be-

decken, wie ihr beide jetzt mit Koth beschmutzt seid.“

Sei friedsam, denn es nimmt der Streit
Ein Ende, das dich nicht erfreut.

---

75. Reisig und Stroh.

Eine arme Wittwe und ihre zwei Knaben kehrten eines Abends aus dem nahen Weidengebüsche, wo sie Reisholz gesammelt hatten, zurück in ihr Dorf. Die Mutter trug einen großen, und jeder der Knaben einen kleinen Büschel Weidenzweige auf dem Kopfe, die mit einem Strohbande zusammengebunden waren.

Unterwegs begegnete ihnen ein reicher Kaufmann aus der Stadt, und sie baten ihn um ein Almosen. Der reiche Mann sagte aber zur Wittwe: „Ihr braucht nicht zu betteln. Uebergebt die zwei Knaben mir; da sollen sie lernen, aus Reis und Stroh Gold zu machen.“

Die Mutter hielt das für Scherz; allein der Kaufmann versicherte, es sei wirklich sein Ernst. Da willigte sie endlich ein, und der Kaufmann ließ dem einen Knaben

das Korbmachen, und dem andern das Strohflechten lernen.

Nach drei Jahren kamen sie in die arme Hütte ihrer Mutter zurück, verfertigten unermüdet die schönsten Körbe und die feinsten Strohhüte, und überlieferten die Waaren dem Kaufmanne. Eines Tages nun trat der Kaufmann in ihre Stube, bezahlte die erhaltenen Arbeiten in lauter Dukaten, und sprach lächelnd zur Mutter: „Nicht wahr, ich habe Recht gehabt und Wort gehalten?“

Ihr Kinder seid dem Fleiße hold,
Er wandelt Stroh und Reis in Gold.

---

76. Der Jahrmarkt.

Eine wohlhabende Frau auf dem Lande hatte keine Kinder, und wollte daher ein fleißiges und sittsames Mädchen aus ihrer Verwandtschaft in der Stadt an Kindesstatt annehmen.

Sie begab sich deßhalb einstens dahin, und kaum war ihr Vorhaben bekannt geworden, so fanden sich auch sogleich mehrere Mädchen bei ihr ein, empfahlen sich ihr, und rühmten sich, mit ihr verwandt zu sein.

Die Frau ließ dieses vorerst auf sich be-

ruhen, und gab jedem der Mädchen ein Geldstück, indem sie sagte: „Es ist heute Jahrmarkt; kauft euch auf dem Markte selbst etwas von dem ein, was euch lieb und werth ist. Dann kommt aber wieder, und laßt mich sehen, was ihr gekauft habt."



Die Mädchen eilten fort, und kamen voll Freuden wieder zurück. Fast alle brachten bunte Bänder, Schnüre glänzender Perlen,

goldgestickte Haubenzeuge und ähnliche Putzwaaren, und zeigten die vermeinten Herrlichkeiten der Base.

Nur ein einziges Mädchen, die arme Auguste, hatte nichts von dergleichen Dingen gekauft, sondern ein Gebetbüchlein und einen Spinnrocken nebst einem Dutzend Spindeln.

Das gefiel der Frau. Sie nahm Augusten freundlich bei der Hand und sagte: „Es freut mich, liebes Kind, daß du deinen Sinn schon frühe auf das Beten und Arbeiten richtest. Die Andern haben es durch ihr thörichtes Einkaufen nur zu deutlich gezeigt, daß ihnen an Putz und Eitelkeit mehr gelegen ist, als an Frömmigkeit und Arbeitsamkeit. Du bist von nun an meine Tochter! Fahre so fort, werde gut und fromm, und sei immer fleißig, so wird der liebe Gott immer mit dir sein, und sein Segen wird dir überall folgen."

Des Menschen ganzer Werth besteht
In treuer Arbeit und Gebet.

---

77. Das Schloß und die Hütte.



Fräulein Gertrud wohnte in einem prächtigen Schlosse, und bildete sich auf ihren vornehmen Stand nicht wenig ein.

Eines Tages kam Maria, eine arme Maurerstochter, zu ihr, und sprach: „Mein Vater, der todtkrank ist, läßt Sie bitten, zu ihm zu kommen; er hat Ihnen etwas Wichtiges zu sagen.“

Das Fräulein antwortete spöttisch: „Das mag wohl Wichtiges sein, was ein so armer Mann mit mir zu reden hat! Geh, ich habe in deiner elenden Hütte nichts zu thun.“

Ueber eine Weile kam Maria wieder, und rief fast außer Athem: „O liebes Fräu-

lein, kommen Sie doch geschwind! Ihre selige Mutter hat während des Krieges eine Menge Gold und Silber einmauern lassen, und meinem Vater befohlen, den Ort keinem Menschen zu sagen, als Ihnen, wenn Sie einmal zwanzig Jahre alt wären. Jetzt ist er aber dem Tode nahe, und kann nicht mehr so lange warten."

Fräulein Gertrud eilte nun, so sehr sie konnte; als sie aber in die Stube trat, war der gute Mann bereits verschieden.

Sie kam vor Schrecken und Aerger fast von Sinnen; ließ bald da, bald dort im Schlosse die Mauern aufbrechen; fand aber nicht das Geringste von einem Schatze.

O wie bereute sie es nun, daß sie durch ihren Stolz einen so redlichen Mann noch in seinem letzten Augenblicke betrübt, und sich selbst um einen großen Reichthum gebracht hatte! Obwohl diese Reue zum Theil nur aus Eigennutz herkam, und deßhalb nicht viel werth war, so sah sie doch die Wahrheit der Worte ein:

Ein stolzer Sinn, ein hartes Herz
Bereitet sich und Andern Schmerz."

78. Das betende Kind.



Eine arme Wittwe sprach eines Morgens zu ihren fünf unerzogenen Kindern: „Liebe Kinder, ich kann euch diesen Morgen nichts zu essen geben! Ich habe kein Brod, kein Mehl, kein einziges Ei mehr im Hause. Bittet doch den lieben Gott, daß er uns helfe; denn er ist reich und mächtig, und sagt ja selbst: Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten!“

Der kleine Christian, der kaum sechs Jahre alt war, machte sich nüchtern und sehr betrübt auf den Weg in die Schule. Er kam an der offenen Kirchenthüre vorbei, ging hinein, und kniete vor dem Altare nieder. Da er Niemanden in der Kirche sah, so betete er mit lauter Stimme: „Lieber Vater im Himmel, wir Kinder haben nichts mehr zu essen. Unsere Mutter hat kein Brod und kein Mehl mehr, nicht einmal ein Ei. Gib uns doch etwas zu essen,

damit wir sammt unserer lieben Mutter nicht verhungern müssen. Ach ja, hilf uns! Du bist ja reich und mächtig; du kannst uns leicht helfen, und du hast es uns noch dazu versprochen!"

So betete Christian in seiner kindlichen Einfalt, und ging dann in die Schule. Als er nach Hause kam, erblickte er auf dem Tische einen großen Laib Brod, eine Schüssel voll Mehl und ein Körblein voll Eier. „Nun, Gott sei Dank! rief er freudig; Gott hat mein Gebet erhört. Sag doch, liebe Mutter, hat ein Engelein dieses Alles zum Fenster hereingebracht?"

„Nein, sagte die Mutter, aber Gott hat dein Gebet dennoch erhört. Als du am Altare betetest, kniete die Frau Amtmännin in ihrem vergitterten Kirchenstuhl. Du konntest sie nicht sehen; aber sie hat dich gesehen und dein Gebet gehört. Deßhalb hat sie uns dieses Alles geschickt; sie war der Engel, durch den Gott uns geholfen hat. Kinder, so danket denn alle Gott, seid fröhlich — und vergeßt in eurem Leben nicht den schönen Spruch:

Gott kann dich wunderbar erhalten,
Vertrau auf ihn, und laß ihn walten.«

---

79. Der Edelknabe.

Ein Edelknabe, Namens August, hatte in dem Vorzimmer des Königs die Nachtwache. Der König konnte nicht schlafen, und klingelte, um sich ein Buch bringen zu lassen. Allein August war eingeschlafen, und hörte es nicht. Der König klingelte öfters und immer stärker, aber vergebens. Endlich kam er selbst aus seinem Schlafzimmer heraus in das Vorzimmer.

Der noch zarte Jüngling saß in tiefem Schlafe an einem Schreibtische, auf dem ein brennendes Kerzenlicht stand; ein Brief, den er noch nicht ganz zu Ende geschrieben hatte, lag vor ihm.

Der König las den Brief, der so anfing: Liebste Mutter! Es ist heute bereits die dritte Nacht, daß ich für die andern Edelknaben die Nachtwache übernommen habe. Ich kann es beinahe nicht mehr aushalten. Aber wie freue ich mich, daß ich auf diese Art seit einigen Wochen her zehn Thaler verdient habe. Ich schicke sie Ihnen, damit Sie in Ihren dürftigen Umständen einige Erquickung finden mögen."

Diese kindliche Liebe gefiel dem Könige überaus wohl. Er holte eine Rolle Goldstücke, und steckte sie dem guten Sohne in

seine Rocktasche. Der König war überzeugt, August werde das Geschenk seiner Mutter schicken, und begab sich wieder zur Ruhe.

Als der Edelknabe erwachte, und in seiner Tasche das Geld fand, merkte er wohl, wer ihn so reichlich beschenkt habe. Sobald Morgens der König aus seinem Schlafzimmer herauskam, fiel August ihm zu Füßen, dankte ihm für das reiche Geschenk, und bat wegen seines Fehlers ihn um Verzeihung.

Der König lobte die kindliche Liebe des guten Sohnes, setzte von dieser Zeit an großes Zutrauen in ihn, und beförderte ihn in der Folge zu hohen Ehrenstellen. August aber verwaltete die ihm anvertrauten Aemter auf's gewissenhafteste — aus frommer Ehrfurcht gegen Gott und treuer Anhänglichkeit an den König.

Die treue Lieb', womit ein Kind die Eltern ehrt,
Auch gegen Gott und König sich bewährt.

---

80. Der Hirtenknabe.

Ein fröhlicher Hirtenknabe hütete an einem heitern Frühlingsmorgen in einem blumigen Thale zwischen waldigen Bergen die Schafe, und sang und sprang vor Freude. Der Fürst jenes Landes, der in der Ge-

gend jagte, sah ihn, rief ihn zu sich, und sprach zu ihm: „Warum bist du denn so gar lustig, lieber Kleiner?“

Der Knabe kannte den Fürsten nicht, und sagte: „Warum sollte ich nicht lustig sein? Unser gnädigster Landesfürst ist nicht reicher, als ich.“

„So? sprach der Fürst; laß doch einmal hören, was du Alles hast!“



Der Knabe sagte: „Die Sonne an dem schönen, blauen Himmel scheint für mich so

freundlich, wie für den Fürsten, und Berg und Thal grünen und blühen für mich so schön, wie für ihn. Meine beiden Hände gebe ich nicht für hundert tausend Gulden, und meine beiden Augen wären mir um alle Kostbarkeiten in der fürstlichen Schatzkammer nicht feil. Ueberdieß habe ich Alles, was ich wünsche; denn ich wünsche nicht mehr, als ich nöthig habe; ich esse mich täglich satt, habe Kleider, mich ordentlich zu bedecken, und bekomme für meine Mühe und Arbeit jährlich so viel Geld, daß ich damit ausreiche. Und könnt Ihr sagen, daß der Fürst mehr habe?"

Der gütige Fürst lächelte, gab sich zu erkennen, und sprach: „Du hast recht, guter Knabe, und kannst nun sagen, der Fürst selbst habe dir recht gegeben. Bleibe bei deinem fröhlichen Sinn."

Zufriedenheit macht froh und reich,
Und wohl dem größten König gleich.

---

81. Die Hirtenflöte.

Ein königlicher Schatzmeister wurde bei seinem Könige angeklagt, daß er die Schätze des Reiches veruntreue, und die geraubten

Gelder und Kostbarkeiten in einem verborgenen Gewölbe mit einer eisernen Thüre aufbewahre.

Der König begab sich in den Palast des Schatzmeisters, ließ sich die eiserne Thüre zeigen, und befahl, sie zu öffnen. Aber wie erstaunte er, als er hinein trat! Er sah nichts, als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe bringe ich nun täglich eine Stunde zu, erinnere mich mit Freuden meines vorigen Standes, und wiederhole die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen habe. Ach! damals war ich auf meinen väterlichen Fluren bei all' meiner Armuth glücklicher, als in diesem Palaste bei allem Reichthume, womit die Gnade meines Königs mich überhäuft hat!"

Ein frommes Herz, ein froher Muth,
Macht glücklicher, als Geld und Gut.

82. Der gute Sohn.

Anton war Lehrling, sein Vater aber Handlungsdiener in einem ansehnlichen Handlungshause.

Der Vater mußte in Geschäften des Kaufherrn eine Reise über das Meer machen.

Da kam die traurige Nachricht, das Schiff sei von Seeräubern weggenommen worden; wo aber Anton's Vater hingekommen, konnte man nicht erfahren.

Anton vollendete seine Lehrjahre treu und redlich, ward dann selbst Handlungsdiener, und erwarb sich durch Fleiß und Geschicklichkeit einiges Vermögen.

Endlich vernahm er, sein Vater befinde sich als Sklave in der Türkei, und entschloß sich augenblicklich, ihn zu befreien. Er zog all' sein erspartes Geld ein, verkaufte seine besten Kleider und Alles, was er sonst an Geldeswerth hatte, verdingte sich, um die Kosten der Fahrt über das Meer zu verdienen, als Schiffsknecht, kam zu dem reichen Türken, dessen Sklave sein Vater war, und erbot sich, seinen Vater los zu kaufen.

Allein der Türke forderte eine so große Summe Geldes, daß Alles, was Anton mitgebracht hatte, nicht zur Hälfte hinreichte.

„Nun denn, sprach Anton, so nimm mich anstatt meines Vaters als Sklave an. Ich bin jung, und kann dir mehr Dienste leisten, als mein Vater, der bereits alt ist.“

Auf Befehl des Türken kam der Vater, fiel seinem Sohn erstaunt um den Hals, und beide weinten heiße Thränen. Als der Vater aber hörte, sein Sohn wolle für ihn Sklave werden, weinte er noch heftiger, und wollte es durchaus nicht zugeben.

Der Sohn aber sprach unter Thränen: „O liebster Vater! Ich bin nicht nur bereit, für euch die Sklavenkette zu tragen, sondern selbst das Leben zu geben. Nehmt das Lösegeld, das ich mitbrachte, zum Reisegeld, und lebt wohl!“

Da wurde der Türke bis zu Thränen gerührt, und sagte zu Anton: „Du bist ein treuer, edler Sohn! Ich schenke deinem Vater die Freiheit unentgeltlich, und gebe dir so viel Geld, daß ihr beide ein eigenes Handelshaus errichten könnt. Denn du, lieber Anton, hast gehandelt, wie ein guter Sohn nach Gottes Willen sich gegen seinen Vater betragen soll.“

Ein gutes Kind wird selbst das Leben
Aus Liebe für die Eltern geben.

83. Die fromme Schwester.

Jakob und Anna waren einmal allein zu Hause. Da sagte Jakob zu Anna: „Komm, wir wollen uns etwas Gutes zu essen suchen und es uns recht wohl schmecken lassen!“

Anna sprach: „Wenn du mich an einen Ort hinführen kannst, wo es Niemand sieht, so geh ich mit dir.“

„Nun, sagte Jakob, so komm mit in das Milchkämmerlein; dort wollen wir eine Schüssel voll süßen Rahmes verzehren.“

Anna sprach: „Dort sieht es der Nachbar, der auf der Gasse Holz spaltet.“

„So komm mit mir in die Küche, sagte Jakob; in dem Küchenkasten steht ein Topf voll Honig. In diesen wollen wir unser Brod eintunken.“

Anna sprach: „Dort kann die Nachbarin herein sehen, die an ihrem Fenster sitzt und spinnt.“

„So wollen wir drunten im Keller Aepfel essen, sagte Jakob. Dort ist es so stockfinster, das uns gewiß Niemand sieht.“

Anna sprach: „O mein lieber Jakob! Meinst du denn wirklich, daß uns dort Niemand sehe? Weißt du nichts von je-

nem Auge dort oben, daß die Mauern durchdringt, und in's Dunkle sieht?"

Jakob erschrak und sagte: „Du hast recht, liebe Schwester! Gott sieht uns auch da, wo uns kein Menschenauge sehen kann. Wir wollen daher nirgends Böses thun."

Anna freute sich, daß Jakob ihre Worte zu Herzen nahm, und schenkte ihm ein schönes Bild; das Auge Gottes, von Strahlen umgeben, war darauf abgebildet, und unten stand geschrieben:

Bedenke, Kind, daß, wo du bist,
Gott überall dein Zeuge ist.

---

84. Die treuen Brüder.

Zur Zeit der Aernte kamen zwei rüstige Jünglinge aus dem Gebirge herab in das ebene Land, wo es an Arbeitern fehlte, und sagten zu einem Bauern: „Wir beide wollen euch die ganze Aerntezeit hindurch helfen, euer Getreide herein zu bringen, wenn ihr uns die Kost und zehn Thaler Lohn gebt!"

„Zehn Thaler ist zu viel, sagte der Bauer; ich meine, zehn Gulden wären mehr als genug." „Nein, sagten die Jünglinge,

es müssen gerade zehn Thaler sein: mit weniger ist uns nicht geholfen. Wollt ihr uns nicht so viel geben, so bieten wir unsere Dienste einem Andern an.“

„Wozu habt ihr denn so viel Geld nothwendig?“ fragte der Bauer. „Seht, sagten sie, wir haben zu Hause einen jüngern Bruder, der bereits vierzehn Jahre alt ist. Ein geschickter Wagner will ihn in die Lehre nehmen, verlangt aber durchaus zehn Thaler Lehrgeld. So viel Geld aber weiß unser alter Vater nicht aufzubringen. Da haben wir zwei ältere Brüder uns denn verabredet, dieses Geld zu verdienen.“

„Nun wohl, sagte der Bauer, wegen eurer brüderlichen Liebe will ich euch zehn Thaler geben, wenn ihr so fleißig arbeitet, daß ich damit zufrieden sein kann.“

Die beiden Brüder arbeiteten an den heißen Aerntetagen unermüdet im Schweiße ihres Angesichtes; sie waren Morgens am frühesten auf, und legten sich Abends am spätesten zur Ruhe.

Als die Aernte glücklich eingebracht war, bezahlte ihnen der Bauer die zehn Thaler, und sprach: „Ihr habt euern Lohn redlich

verdient, und da gebe ich Jedem von euch noch einen Thaler darüber."

Wenn Geschwister einig leben,
Treulich sich zu helfen streben —
Kann es etwas Schön'res geben?

---

85. Die treuen Schwestern.



Eine vermögliche Frau hatte ein armes Waisenmädchen an Kindesstatt angenommen. Das Mädchen war überaus fromm, folgsam, fleißig, und immer freundlich und fröhlich.

Da sagte die Frau einmal: „Therese, weil du ein so gutes Kind bist, so will ich dich auf das nahe Weihnachtsfest neu kleiden lassen. Ich habe mit der Handelsfrau schon gesprochen. Da hast du das Geld; geh hin und hole dir den schönen Zeug von himmelblauer Farbe, der dir so wohl gefällt."

Die Frau gab ihr zwei große Thaler. Therese betrachtete das Geld, und sagte: „Ach, liebste Pflegmutter! Ich habe schon Kleider genug. Meine Schwester Franziska ist aber an keinen so guten Ort gekommen, wie ich. Sie ist sehr ärmlich gekleidet. Es würde sie betrüben, wenn sie das schöne neue Kleid an mir sähe. Darf ich ihr diese zwei Thaler nicht schicken? Sie hat mich so lieb, und als ich krank lag, eilte sie sogleich hieher, und war mir die liebreichste Krankenwärterin.“

„Du gutes Kind, sagte die Frau, schreib deiner Schwester, sie soll zu uns kommen. Ich will euch dann beide gleich kleiden lassen. Da ihr gleiche Liebe gegen einander habt, so sollt ihr auch gleiche Kleider haben.“

Der Geschwister-Liebe Band
Ist geknüpft durch Gottes Hand;
Liebe Kinder, liebet euch
Gottes heil'gen Engeln gleich.

---

86. Der kleine Korbflechter.

Der kleine Eduard hatte sehr reiche Eltern. Er verließ sich auf ihren Reichthum,

und wollte nichts lernen. Der kleine Jakob aber, der Sohn des armen Nachbarn, lernte mit großem Fleiße das Korbmachen.

Eines Tages stand Eduard am Ufer des Meeres, und angelte zum Zeitvertreib. Jakob hatte einen großen Büschel Weidenruthen geschnitten, und wollte sie eben nach Hause tragen. Da sprangen plötzlich einige Seeräuber aus dem Gebüsche hervor, und schleppten die beiden Knaben auf ihr Schiff, um sie als Sklaven zu verkaufen.

Das Schiff wurde von dem Sturme weit fortgetrieben, und an dem Felsen einer fernen Insel zerschmettert. Nur die zwei Knaben retteten sich an das Land, das von grausamen Mohren bewohnt war.

Jakob dachte, seine Kunst könne ihm vielleicht Gnade vor ihnen verschaffen. Er zog sein Messer heraus, schnitt Weidenzweige ab, und fing an, ein niedliches Körblein zu flechten. Mehrere schwarze Männer, Weiber und Kinder kamen herbei, und sahen ihm neugierig zu.

Als das Körblein fertig war, schenkte er es dem Vornehmsten unter ihnen. Da hätten nun alle, Groß und Klein, gern solche Körblein gehabt. Sie räumten dem Jakob eine Hütte ein, die von fruchtbaren Bäumen be-

ſchattet war, damit er dort ungeſtört arbeiten könne. Auch verſprachen ſie, ihn reichlich mit Lebensmitteln zu verſehen.

Hierauf verlangten ſie, Eduard ſolle auch einen Korb machen. Als ſie aber merkten, daß er nichts gelernt habe, ſchlugen ſie ihn; ja ſie hätten ihn gar umgebracht, wenn Jakob nicht für ihn gebeten hätte. Eduard mußte auf ihren Befehl ſeinen Sammtrock den Jakob geben, Jakobs ſchlechten, rauhen Kittel anziehen, ihm als Knecht dienen, und ihm die Weidenzweige zutragen.

Die fleißige geſchickte Hand
Erwirbt ſich Brod in jedem Land.

---

87. Der Fiſcher und der kleine Fiſchdieb.



Dionys, ein ſehr leichtſinniger Knabe, ſchlich ſich zur wohlgefüllten Fiſchgrube unweit des Dorfes, um einen Fiſch zu ſtehlen.

Er griff mit dem Arme, so tief er konnte, in das Wasser, und wühlte lange darin herum.

„Ha, sagte er, endlich habe ich einmal einen herrlichen Fisch: es ist, glaube ich, gar ein Aal.“ Er zog den Arm heraus — und sieh, um seine Hand wand sich eine gräuliche Wasserschlange. Er that vor Entsetzen einen Schrei, warf die Schlange augenblicklich wieder in das Wasser, und wollte entfliehen. Indem er sich aber umwandte, hatte er einen neuen Schrecken, denn der alte Fischer Jakob stand vor ihm.

„Dieses Mal will ich dich mit dem doppelten Schrecken davon kommen lassen, sagte der Fischer. Merke dir aber dein Leben lang die gute Lehre eines alten Mannes: Habe immer einen solchen Abscheu vor ungerechtem Gute, wie vor einem giftigen Thiere. Der gestohlene Fisch wird in der Hand des Diebes allemal zur Schlange. Denn

Was wir mit Unrecht uns erwerben,
Gereicht uns immer zum Verderben.«

88. Der Gärtner und sein Esel.



Ein Gärtner wollte in die Stadt auf den Wochenmark gehen, und lud seinem Esel so viele und mancherlei Gemüse auf, daß man von dem armen Thiere beinahe nichts mehr sah, als den Kopf.

Der Weg führte durch ein Weidengebüsch. Der Gärtner schnitt von den Weiden einige Büschel zu Bindruthen ab. „Eine so kleine Bürde kann der Esel schon noch tragen," sagte der Gärtner, und lud sie ihm auf.

Weiterhin kam ein Haselgesträuch. Der Gärtner suchte sich ein Paar Dutzend schlanke Stecken zu Blumenstäben aus. „Sie sind so leicht, daß sie der Esel kaum spürt," sagte er, und lud auch sie ihm auf.

Unterdessen war die Sonne höher gestiegen, und schien bereits sehr heiß. Der

Gärtner zog daher seinen grünen Rock aus, und warf ihn auf die übrige Last. „Es ist nicht mehr weit zur Stadt, sagte er; an dem Kittel, den ich mit dem kleinen Finger heben kann, wird das Thier nicht erliegen."

Allein kaum hatte er dieses gesagt, so stolperte der Esel über einen Stein, fiel zu Boden, und stand, von der zu schweren Last erdrückt, nicht mehr auf.

Da klagte der erschrockene Gärtner laut jammernd: „Jetzt seh' ich zu meinem großen Schaden ein, daß man Menschen und Thieren nicht zu viel aufbürden soll."

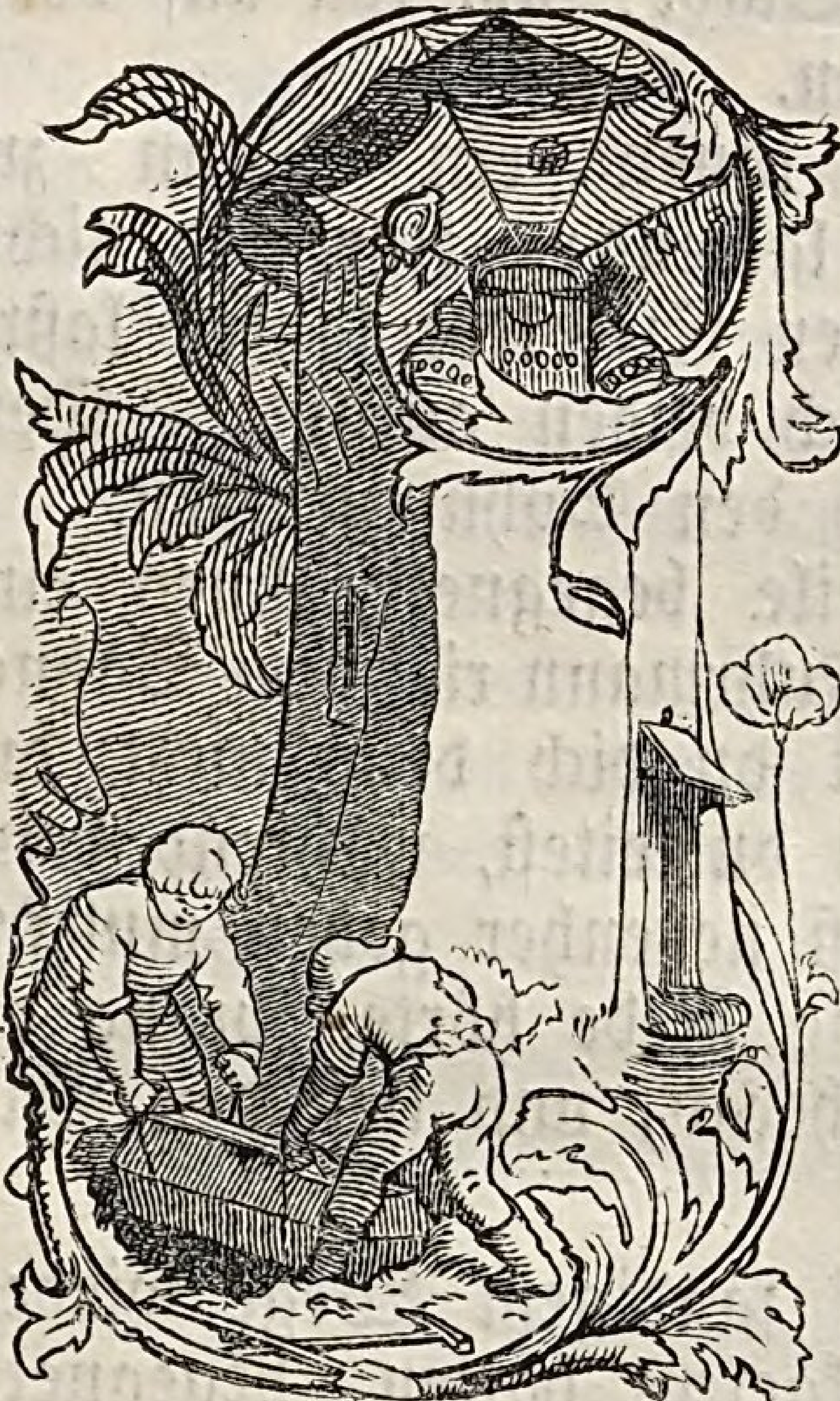
Wer schon mit großer Last beladen,
Dem bringt auch kleine Bürde Schaden.

---

89. Der Jäger und sein Hund.

Ein Jäger hetzte einst seinen Hund auf einen Hasen. „Faß! faß!" rief der Jäger, und der Hund sprang aus allen Kräften, jagte den Hasen weit im Felde umher, erreichte ihn endlich, und hielt ihn mit den Zähnen fest. Der Jäger ergriff hierauf den Hasen bei den Ohren, und sagte zum Hunde: „Laß! laß!" Der Hund ließ ihn

sogleich los, und der Jäger steckte den Hasen in seinen Ranzen.



Mehrere Leute aus dem Dorfe hatten zugesehen, und ein alter Bauersmann unter ihnen sagte: „Diesem Jagdhunde gleicht der Geizige. Der Geiz ruft dem Geizigen zu: „Faß! faß!“ und der verblendete Mensch gehorcht, und jagt aus allen Kräften den zeitlichen Gütern nach. Am Ende kommt aber der Tod, und sagt: Laß! laß! und der arme Mensch muß den mit vieler Mühe erjagten Reichthum ungenossen zurück lassen.“

Was sammelst du dir Schätze hier auf Erden,
Die alle dir vom Tod entrissen werden?

90. Der Müller und sein Sohn.

Einst trieben ein Müller und sein Sohn einen Esel in die Stadt, um ihn auf dem Markte zu verkaufen.

Da begegnete ihnen ein Mann zu Pferde, und sagte lachend: „Ihr seid nicht gescheid, daß ihr den Esel leer laufen laßt, und keiner von euch beiden aufsitzt.“ Der Vater hieß sogleich den Sohn aufsitzen.

Ueber eine Weile begegnete ihnen ein Lastwagen. Der Fuhrmann rief dem Sohne laut zu: „Schämst du dich denn nicht, du junger Bursch, daß du reitest, während dein alter Vater zu Fuß nebenher gehen muß?“ Als der Sohn diese Rede hörte, sprang er eilends vom Esel herab, und ließ den Vater aufsitzen.

Nachdem sie auf sandigem Wege wieder eine Strecke zurückgelegt hatten, begegnete ihnen eine Bäuerin, die einen Korb voll Obst auf dem Kopfe trug. Diese sprach zum Vater: „Ihr seit ein unbarmherziger Vater, daß ihr es euch auf dem Esel so bequem macht, und euern armen Sohn im tiefen Sande nachwaten laßt.“ Da nahm der Vater den Sohn zu sich auf den Esel.

Als ein Schäfer, der am Wege die Schafe

hütete, beide auf dem Esel vorbei reiten sah, rief er laut: „Ach, das arme Thier! Unter der doppelten Last muß es zu Grunde gehen! Ihr seid grausame Thierquäler." Da stiegen beide ab, und der Sohn sagte zum Vater: „Was sollen wir nun mit dem Esel anfangen, um es den Leuten recht zu machen? Am Ende müssen wir ihm noch gar die Füße zusammen binden, und ihn an einer Stange auf unsern Schultern zu Markte tragen."

Allein der Vater sprach: „Du siehst nun, mein Sohn, daß man es niemals allen Leuten recht machen kann, und daß der Rath sehr weise ist:

Suche deine Sache wohl und gut zu machen;
Und laß die Tadler schimpfen oder lachen.«

91. Der Menschenfresser.

Zwei Knaben aus der Stadt verirrten sich in einem fürchterlichen Walde, und blieben dort in einem unansehnlichen, einsamen Wirthshause über Nacht.

Um Mitternacht hörten sie in der nächsten Kammer reden. Beide hielten sogleich

die Ohren an die hölzerne Wand, und horchten. Da vernahmen sie deutlich die Worte: „Weib, schüre morgen früh den Kessel; ich will unsere zwei Bürschlein aus der Stadt metzgen.“

Die armen Knaben empfanden einen Todesschrecken. „O Himmel, dieser Wirth ist ein Menschenfresser!“ sagten sie leise zu einander, und sprangen beide zum Kammerfenster hinaus, um zu entlaufen. Allein zu ihrem neuen Schrecken fanden sie das Hofthor verschlossen.

Da krochen sie zu den Schweinen in den Stall, und brachten die Nacht in Todesängsten zu. Am Morgen kam der Wirth, machte die Stallthür auf, wetzte sein Messer, und rief: „Nun, ihr Bürschlein, heraus; eure letzte Stunde ist gekommen!“

Beide Knaben erhoben ein Jammergeschrei, und flehten auf den Knieen, sie doch nicht zu schlachten. Der Wirth wunderte sich, sie im Schweinstalle zu finden, und fragte, warum sie ihn für einen Menschenfresser hielten.

Die Knaben sprachen weinend: „Ihr habt ja heute Nacht selbst gesagt, daß Ihr uns diesen Morgen metzgen wollt.“ Allein der Wirth rief: „O ihr thörichten Kinder!

euch habe ich nicht gemeint. Ich nannte nur meine zwei Schweinlein, weil ich sie in der Stadt gekauft habe, im Scherze meine zwei Bürschlein aus der Stadt. So geht's aber, wenn man horcht. Da versteht man Vieles unrichtig, hat Andere leicht im falschen Verdacht, macht sich selbst unnöthige Sorgen, geräth in Angst, und zieht sich manchen Verdruß zu."

Der Horcher wird gar Manches hören,
Wodurch ihn Angst und Furcht bethören.

---

92. Das Gespenst.

Martin schlich sich um Mitternacht in den Schloßgarten, füllte zwei Säcke mit Obst, und wollte nun zuerst den einen Sack nach Hause tragen.

Wie er mit dem Sacke so längs der Gartenmauer hinging, schlug es auf dem Kirchthurme eben zwölf Uhr. Die Luft rauschte gar schauerlich in dem Laube der Bäume, und Martin erblickte plötzlich neben sich einen schwarzen Mann, der dienstfertig den andern Sack zu tragen schien.

Der erschrockene Dieb that einen Schrei, ließ den Sack fallen, und sprang, was er konnte. Der schwarze Mann ließ den Sack auch fallen, und sprang eben so schnell neben Martin her bis an das Ende der Gartenmauer, wo der Mann verschwand.

Martin erzählte am nächsten Morgen überall von dem gräßlichen Gespenste; nur, daß er gestohlen habe, verschwieg er. Allein der Amtmann ließ den Martin noch am nämlichen Tage kommen, und sagte zu ihm:

„Du hast heute Nacht in dem Schloßgarten Obst gestohlen. Die Säcke, auf denen deines Vaters Namen steht, haben dich verrathen. Ich werde dich deßhalb in den Thurm sperren lassen. Das schwarze Gespenst aber, daß du zu sehen glaubtest, war weiter nichts als dein Schatten, den du, da um zwölf Uhr der Mond aufging, an der neugeweißten Gartenmauer erblicktest.“

Wer Unrecht thut, ist nie ohne Furcht; den Uebelthäter erschreckt ein rauschendes Blatt, und er läuft vor seinem eigenen Schatten davon.

Bewahr ein unbefleckt' Gewissen,
So wirst du niemals zittern müssen.

93. Die reinliche Wirthin.



Ein Küfer aus der Stadt besserte einem Wirthe auf dem Lande einige Fässer aus. Nach vollbrachter Arbeit kam er in die Stube und die Wirthin brachte ihm einen Schoppen Wein.

„Nun, Frau Sonnenwirthin, wie gehts?“ fragte der Küfer. „Nicht zum Besten, sagte die Wirthin. Die Leute aus der Stadt kehren fast alle bei meinem Nachbarn, dem Sternwirthe, ein; meinen Wein aber, der offenbar viel besser ist, verschmähen sie. Ich weiß gar nicht, woher das kommt.“

Der Küfer sprach: „Ich könnte es der Frau Wirthin wohl sagen, wenn sie es mir nicht übel nehmen wollte.“ „Ganz und gar nicht, sagte die Wirthin; ich sehe es vielmehr als einen Freundschaftsdienst an.“

„Nun denn, sprach der Küfer, so muß ich schon heraus mit der Sprache. Der Sternwirth hat allerdings keine so guten Weine; allein seine Gläser sind hell und rein wie Krystall. Die Frau Sonnenwirthin hingegen hat bessere Weine; aber unreine und von Fliegen beschmutzte Gläser. Nun mag der Wein noch so gut sein, so schmeckt er doch aus einem schmutzigen Glase nicht. Sorge also die Frau Wirthin dafür, daß die Gläser so rein seien, als ihr Wein gut ist, und daß die Leute auch immer blank geputzte Fenster, Tische und Stubenböden bei ihr finden, so werden bald Gäste genug bei ihr einkehren."

Die Wirthin nahm diese Worte zu Herzen. Es ging sogleich an ein Fegen und Putzen. Alle Geräthe wurden gesäubert, und nicht der geringste Schmutz mehr geduldet. Kaum hörten dies die Leute in der Stadt, so kamen sie in Menge herbei, um reinen Wein aus hellen Gläsern in einer sauber geputzten Stube zu trinken, und an manchem Tage fanden sich so viele Gäste ein, daß die Wirthin sie kaum unterbringen konnte.

„Seht, Kinder," sagte sie später oft zu ihren Söhnen und Töchtern, „was die Rein-

lichkeit thut! Sie hat uns wohlhabend und zufrieden gemacht, nachdem wir durch Unreinlichkeit schon bis an den Rand des Verderbens gebracht worden waren."

Dein Haus sei immer hell und rein,
Noch mehr soll es die Seele sein.

---

94. Die wohlthätige Arme.

Kunigunde, eine arme Wittwe, betete alle Tage, bevor sie sich an ihr Spinnrad setzte, in ihrem einsamen Stübchen ihr Morgengebet mit großer Andacht, und las dann noch einen der schönen Sprüche, die in ihrem Gebetbuch standen.

Eines Tages las sie einen Spruch, der sie zu Werken der Wohlthätigkeit ermunterte, und ihr sehr wohl gefiel. „Aber mein Gott, sagte sie, wie könnte ich Ändern Gutes thun? Ich habe auf der Welt nichts, um mich zu ernähren, als mein Spinnrädlein, und damit erwerbe ich mir kaum das tägliche Brod. Der Winter ist vor der Thür, und ich habe nicht einmal das nöthige Holz. Die Finger sind mir in der kalten Stube jetzt schon so steif, daß ich kaum mehr spinnen kann. Auch der Hauszins ist noch

nicht ganz bezahlt. Ich werde wohl selbst wohlthätige Menschen um Almosen anflehen müssen."

Sie sann indeß nach, was sie etwa Gutes thun könne. Da fiel ihr ein, daß eine Jugendfreundin von ihr, die am andern Ende der Stadt wohnte, und arm und alt war, krank liege. „Diese will ich heute besuchen, sagte sie; spinnen kann ich ja dort auch, und vielleicht kann ich ihr doch eines oder das andere tröstliche Wort sagen."

Sie nahm ihr einziges Paar Aepfel, die sie unlängst geschenkt bekommen hatte, vom Kasten, um sie ihrer Freundin zu bringen, und machte sich mit ihrem Spinnrädlein auf den Weg.

Die Kranke hatte, als sie ihre alte Freundin erblickte, eine große Freude. „Denke nur, Kunigunde, sagte sie, ich habe kürzlich einige hundert Gulden geerbt. Möchtest du nicht zu mir ziehen, und meine Krankenwärterin werden? Du würdest doch Holzgeld und Hauszins ersparen; und dein Spinnen und meine kleine Erbschaft würden wohl hinreichen, uns beide zu ernähren." Kunigunde nahm den Antrag voll Freude an, zog sogleich zu ihr, und konnte nun nach langer Zeit das erste Mal wieder ruhig

und sorgenfrei schlafen. Sie wiederholte das Sprüchlein, das ihr so wohl gefallen hatte, sehr oft:

Ihr Lieben, nur alltäglich
Ein gutes Werk vollbracht;
Das macht den Tag erträglich,
Und eine gute Nacht.

95. Die gottselige Großmutter.



Während des letzten Krieges geriethen die Bewohner eines einsam stehenden Hauses in große Aengsten. Der Feind nahte

sich mit einbrechender Nacht der Gegend. Der nächtliche Himmel erschien bald da bald dort von Feuersbrünsten roth, wie Blut. Man hörte furchtbar schießen. Zudem war es Winter, und das Wetter sehr kalt und stürmisch. Die guten Leute fürchteten ausgeplündert, und jetzt, zur rauhesten Jahreszeit von Haus und Hof verjagt zu werden.

Nur die alte fromme Großmutter war getrost und guten Muthes im Vertrauen auf Gott. Sie las ihren Kindern und Enkeln aus ihrem alten Gebetbuche ein Gebet vor, in dem die Worte vorkamen: Gott wolle eine feste Mauer aufführen, um die Feinde von dieser Wohnung abzuhalten.

Einer ihrer Enkel, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das Aufführen einer Mauer sei gar zu viel von dem lieben Gott verlangt; um solche unmögliche Dinge solle man nicht beten.

Die Großmutter sprach aber: „Diese Worte sind nicht so buchstäblich zu nehmen. Sie sollen bloß sagen, Gott wolle uns vor den Feinden so sicher beschützen, als wäre unser Haus von einer Mauer umgeben. Wenn aber Gott auch wirklich zu unserm

Schutze eine Mauer bauen wollte, meinst du denn, daß es ihm unmöglich sei?"



Indeß ging die Nacht vorüber, ohne daß ein feindlicher Soldat sich ihrem Hause näherte. Alle im Hause wunderten sich darüber. Als sie aber sich Morgens vor die Thür wagten, sieh, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde standen, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgethürmt, so daß man gar nicht hindurch kommen konnte.

Alle lobten und priesen Gott. Die Großmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott doch eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Er ist gnä-

dig und barmherzig, und unendlich reich an Mitteln, uns aus jeder Noth zu erretten. Wir wollen daher nie kleinmüthig und verzagt sein. Ich wenigstens bleibe dabei:

Wer auf den lieben Gott vertraut,
Der hat auf festen Grund gebaut."

---

96. Die fromme Mutter und ihre Söhne.

1.

An einem hohen Festtage sagte eine adelige Frau zu ihren zwei Söhnen: „Ach, daß ich doch heute auch in dem Tempel erscheinen, und mit den Tausenden, die sich dort versammeln, Gott, den Allmächtigen, anbeten könnte! Aber in die Stadt zu gehen, ist für mich zu weit, und unsre Kutsche hilft uns jetzt nichts, da wir die Pferde wegen unserer dürftigen Umstände verkaufen mußten!"

Die Söhne schoben sogleich die Kutsche vor, und erboten sich, die Mutter in den Tempel zu fahren, der weit vom Orte entfernt war. Die Mutter stieg ein, und die

adeligen Jünglinge zogen anstatt der Pferde die Kutsche.

Alles Volk war über die Frömmigkeit der Mutter und die kindliche Liebe der Söhne bis zu Thränen gerührt, bestreute ihren Weg von dem Stadtthore bis zum Tempel mit grünem Laube und frischen Blumen, und rief entzückt: „Heil der glücklichsten Mutter und den edelsten Söhnen!“

Die allerschönste Tugend übt,
Wer Gott und Eltern kindlich liebt.

2.

Unter dem freudigen Zurufe des Volkes erreichten die guten Söhne den Tempel. Die gute Mutter knieete weinend am Altare nieder, und betete in ihrem Herzen: „Lieber Gott! segne meine zwei Söhne, und gib ihnen das, was du für das Allerbeste erkennst.“

Die Jünglinge führten die Mutter wieder nach Hause, und gingen Abends fröhlich zu Bette. Als die Mutter sie Morgens wecken wollte, lagen sie beide da, schön und lieblich, wie schlafende Engel, — allein sie erwachten nicht mehr.

Die Mutter war über den Tod der ge-

liebten Söhne Anfangs sehr erschrocken. Allein bald faßte sie sich wieder, und sagte: „Guter Gott! Du hast mein Gebet erhört. Nun sehe ich es ein, ein sanfter, seliger Tod ist das Beste, was sterbliche Menschen sich wünschen können. Meine Söhne sind nun bei dir. Die Erde war zu arm, ihre kindliche Liebe zu belohnen; deßhalb hast du sie zu dir in den Himmel genommen."

Um vor dem Tode nicht zu beben,
Gedenke an das bess're Leben.

97. Der sterbende Vater.

Ein guter Vater war sehr krank und dem Tode nahe. Da rief er noch am letzten Morgen seines Lebens seine Kinder an sein Sterbebette zusammen, und ermahnte sie zu allem Guten; besonders aber befahl er ihnen, den christlichen Unterricht immer fleißig zu besuchen und mit Aufmerksamkeit anzunehmen.

„Liebe Kinder! sprach er, ich habe fünfzig Jahre lang gelebt, und in dieser Welt viele Freuden genossen; die reinsten, seligsten, ja wahrhaft himmlischen Freuden aber hat mir die Religion gewährt; sie bewahrte alle meine irdischen Freuden rein, erhöhte und veredelte sie. Dieß bezeuge ich vor Gott."

„Ich habe fünfzig Jahre gelebt, und in dieser Welt Vieles gelitten, und manchen harten Kampf zu bestehen gehabt; in allen Leiden aber habe ich den besten Trost und die sicherste Stütze einzig in unsrer heiligen Religion gefunden. Dieß bezeuge ich vor Gott.“

„Ich habe fünfzig Jahre gelebt, bin öfters dem Tode nahe gewesen, ja ich werde jetzt den Abend sicher nicht mehr erleben, und bezeuge es aus Erfahrung und vor Gott: Nur die göttliche Kraft der Religion kann dem Tode seine Schrecken benehmen; nur der heilige Glaube an unsern Erlöser kann uns Muth und Stärke geben, den wichtigen Schritt in die Ewigkeit getrost zu thun, und vor Gottes Richterstuhl zu erscheinen.“

„Bestrebt euch daher, ihn, unsern göttlichen Erlöser, recht kennen zu lernen, und seine heiligen Lehren zu befolgen: so werdet ihr Gott wohlgefällig sein, zufrieden leben, und einst selig sterben.“

Die Kinder vernahmen diese Worte unter heißen Thränen. Der Vater starb in der nächsten Stunde; die Kinder aber bewahrten seine letzten Worte ihr Leben lang in ihren Herzen, befolgten sie, und lernten

nun auch aus Erfahrung, daß sie die lautere Wahrheit seien.

Gottes Wort führt uns den Weg zum Heil;
Wer ihm folget, wählt das beste Theil.

---

98. Die Freunde nach dem Tode.

Ein Vater erzählte einmal seinen Kindern folgende Parabel: „Der königliche Statthalter auf einer Insel wurde einmal von seinem Herrn, dem Könige, gerufen, um von seiner Verwaltung Rechenschaft abzulegen. Diejenigen seiner Freunde, in die er sein größtes Vertrauen gesetzt hatte, ließen ihn fortziehen, und regten sich nicht von der Stelle. Andere, auf die er sich auch nicht wenig verlassen hatte, gingen nur mit ihm bis an das Schiff. Einige aber, denen er es kaum zugetraut hätte, begleiteten ihn auf der ganzen weiten Reise bis zum Throne des Königs, sprachen für ihn, und brachten ihm die Huld und Gnade des Königs zuwege."

Die Kinder verstanden nicht, wer diese Freunde seien. Da sprach der Vater: „Auch der Mensch hat dreierlei Freunde auf Erden, die er aber meistens erst alsdann recht kennen lernt, wenn er von dieser Welt ab-

gerufen wird, um über sein Thun und Lassen Rechenschaft zu geben. Die ersten dieser Freunde, Geld und Gut bleiben zurück. Die andern, seine Verwandten, begleiten ihn nur bis an das Grab. Die dritten, seine guten Werke, folgen ihm nach in die Ewigkeit, bis zu Gottes Thron, wo einem Jeden nach seinen Werken vergolten wird, und auch der Trunk kalten Wassers, den man einem Durstigen reicht, nicht unbelohnt bleibt."

Wie thöricht handelt doch ein Mensch, der sich gerade um solche treue Freunde am allerwenigsten bekümmert!

Thu Gutes in der kurzen Lebenszeit;
Nur dieses folgt dir in die Ewigkeit.

---

99. Das bessere Land.

Ein Vater und eine Mutter lebten mit ihren zwei Kindern auf einer rauhen Insel des weiten Weltmeeres, wohin sie durch Schiffbruch gerathen waren. Wurzeln und Kräuter dienten ihnen zur Nahrung, eine Quelle war ihr Trank, und eine Felsenhöhle ihre Wohnung. Oft tobten auf der Insel furchtbare Stürme und Gewitter.

Die Kinder konnten sich's nicht mehr denken, wie sie auf die Insel gekommen waren; sie wußten nichts mehr von dem großen, festen Lande; Brod, Milch, Obst, und was es dort sonst noch Köstliches gibt, waren ihnen unbekannte Dinge geworden.

Da landeten eines Tages in einem kleinen Schifflein vier Mohren an der Insel. Die Eltern hatten eine große Freude, und hofften nun von ihren Leiden erlöst zu werden. Das Schifflein war aber zu klein, Alle zugleich auf das feste Land hinüber zu bringen — und der Vater wollte die Fahrt zuerst wagen.

Mutter und Kinder weinten, als er in das schwache, bretterne Fahrzeug stieg, und die vier schwarzen Männer ihn fortführen wollten. Er aber sagte: „Weinet nicht! Drüben ist es besser — und ihr Alle kommt ja bald nach!“

Als das Schifflein wieder kam und die Mutter abholte, weinten die Kinder noch mehr. Aber auch sie sagte: „Weinet nicht! In dem bessern Lande sehen wir uns Alle wieder!“

Endlich kam das Schifflein, die zwei Kinder abzuholen. Sie fürchteten sich sehr vor den schwarzen Männern, und zitterten vor

dem furchtbaren Meere, über das sie hinüber sollten. Unter Furcht und Zittern näherten sie sich dem Lande.

Aber wie freuten sie sich, als ihre Eltern am Ufer standen, ihnen die Hände boten, sie in den Schatten hoher Palmbäume führten, und auf dem blumigen Rasen sie mit Milch, Honig und köstlichen Früchten bewirtheten. „O wie thöricht war unsere Furcht! sagten die Kinder; nicht fürchten, sondern freuen hätten wir uns sollen, als die schwarzen Männer kamen, uns in das bessere Land abzuholen."

„Liebe Kinder, sprach der Vater, unsere Ueberfahrt von der wüsten Insel in dieses schöne Land hat für uns noch eine höhere Bedeutung."

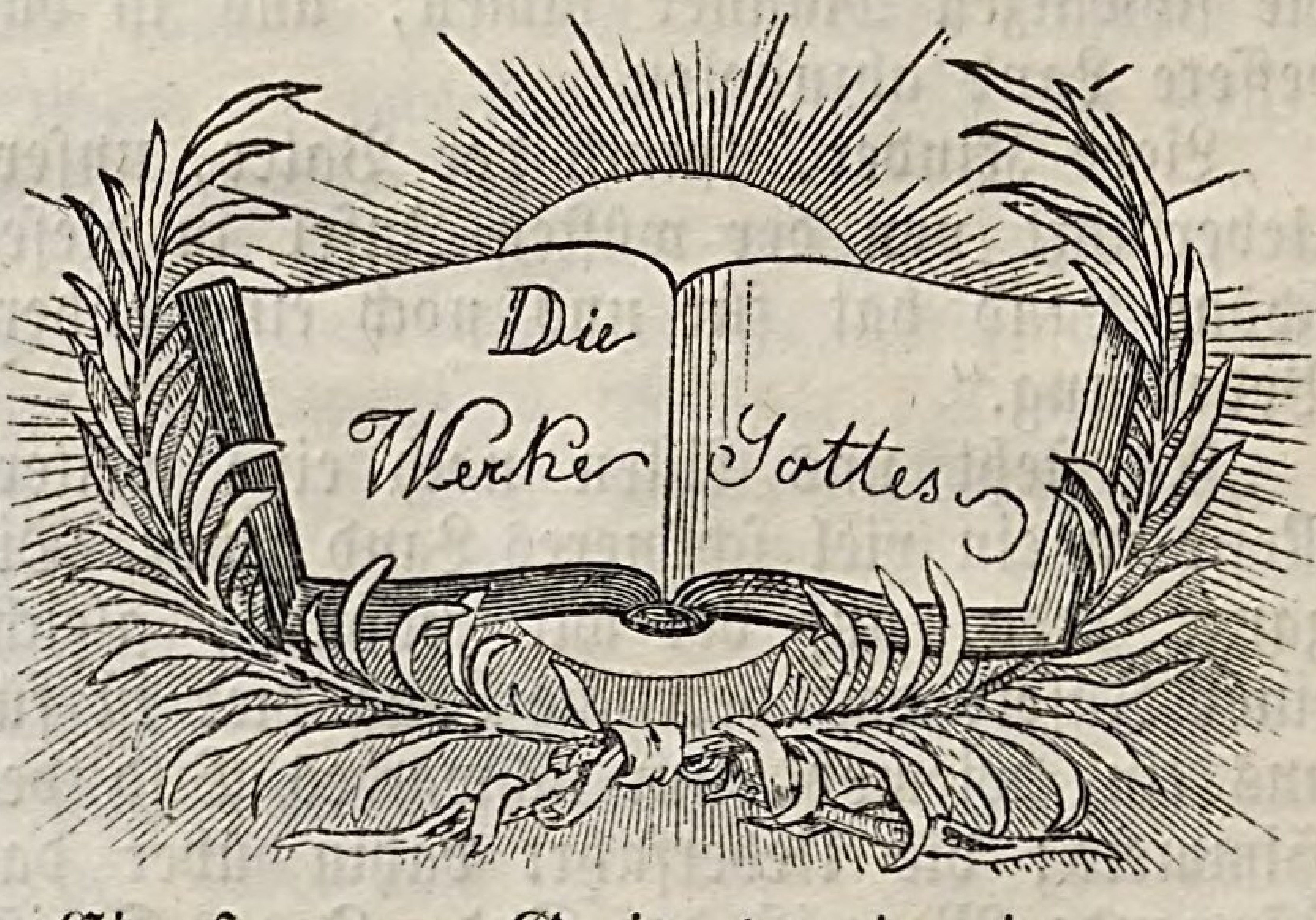
„Es steht uns Allen noch eine weitere Reise in ein viel schöneres Land bevor. Die ganze Erde, auf der wir wohnen, gleicht einer Insel; das herrliche Land hier ist für uns ein, wiewohl nur schwaches Bild des Himmels; die Ueberfahrt dahin über das stürmende Meer ist der Tod. Jenes Schifflein erinnert an die Bahre, auf der uns schwarz gekleidete Männer einst forttragen werden. Aber, wenn jene Stunde schlägt, da wir, ich, eure Mutter oder ihr, diese

Welt verlassen müssen: so erschreckt nicht. Der Tod ist für fromme Menschen, die Gott lieb gehabt und seinen Willen gethan haben, nichts als ein Uebergang in's bessere Land."

Der Christ soll Tod und Grab nicht scheuen,
Er darf sich auf den Himmel freuen;
Ihn führet Gottes Vaterhand
Hinüber in das bess're Land.

---

100. Die drei besten Bücher.



„Ein frommer Greis, der in einer armen, einsamen Hütte lebte, hatte eine so große Weisheit und Einsicht, daß er Jedermann guten Rath und heilsame Lehren zu ertheilen wußte.

Ein gelehrter Mann, der ihn besuchte, verwunderte sich über seine weisen Reden und sprach zu ihm: „Woher kommt dir diese Weisheit? Ich sehe in deiner Hütte ja keine Büchersammlung, aus der du so viel Gutes und Schönes hättest lernen können.“

Der Greis sprach. „Und doch habe ich die drei besten Bücher, die es gibt, und lese täglich darin. Diese Bücher sind: Die Werke Gottes über mir und rings um mich her; das Gewissen in meinem Innersten; und die heilige Schrift.“

„Die Werke Gottes, Himmel und Erde, sind wie ein großes Buch vor uns aufgeschlagen; sie verkünden uns die Allmacht, Weisheit und Güte des himmlischen Vaters.“

„Mein Gewissen sagt mir, was ich zu thun und zu lassen habe.“

„Die heilige Schrift aber, dieses Buch aller Bücher, lehrt uns, wie Gott sich von Erschaffung der Welt an den Menschen geoffenbart, und wie der Sohn Gottes, unser Herr und Heiland Jesus Christus, in diese Welt gekommen, und was er geboten und verheißen, gethan und gelitten hat, um uns heilig und selig zu machen.“

Was wir glauben, hoffen, lieben,
Was wir thun nnd meiden müssen,
Steht in Gottes Wort geschrieben,
In der Schöpfung, im Gewissen.

